14
5. MÄRZHEFT 1969
0,30 M

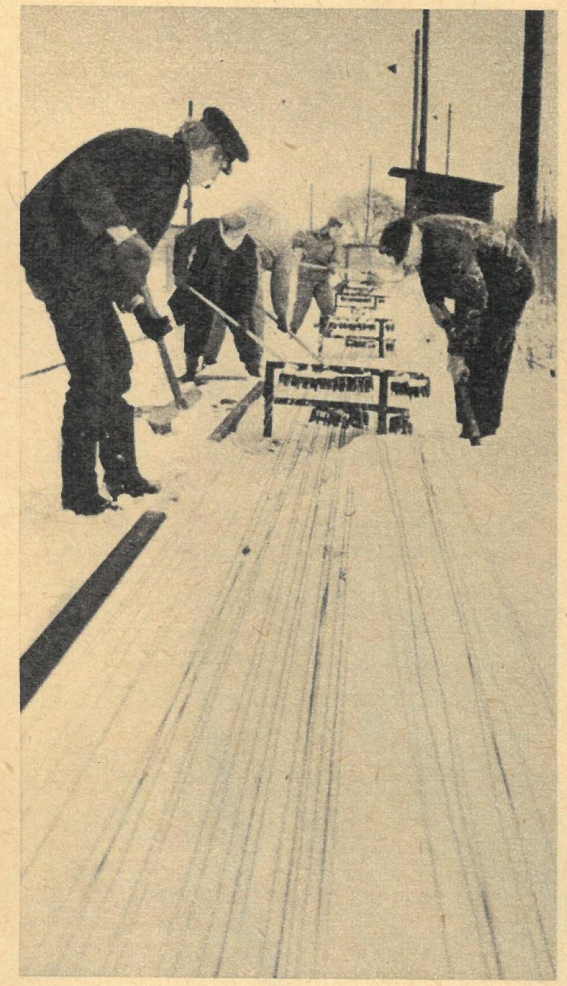
zb
ZEIT IM BILD

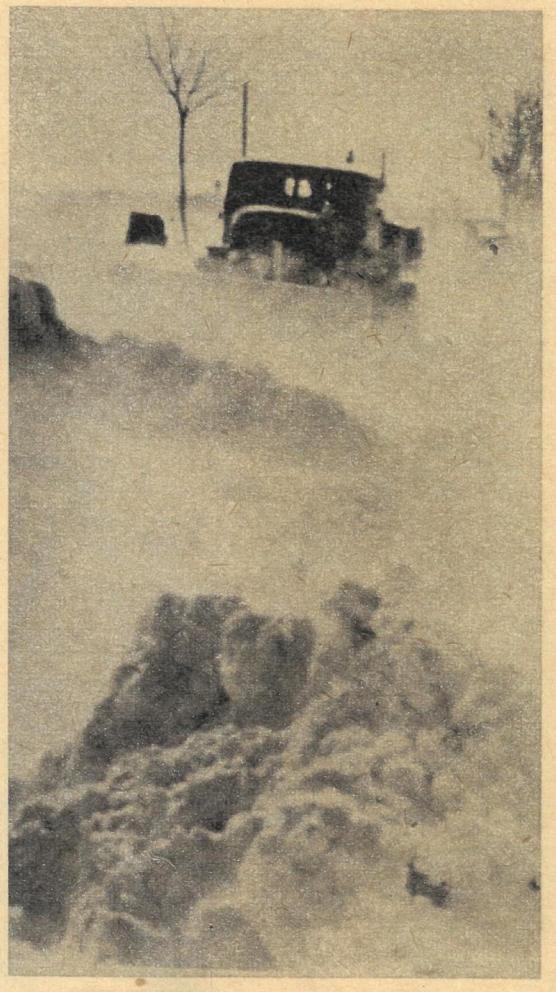
Foto: Friedrich

Rekorde in Leipzig - jeder kann sie miterringen

Lesen Sie dazu Seiten 6 bis 8

z6 INFORMATION





ROSTOCK/SCHWERIN. Während die Genossenschaftsbauern der Nordbezirke teilweise bereits mit der Frühjahrsbestellung begonnen hatten, kam der Winter mit Schneestürmen und Frost noch einmal. Bis zu drei Meter hohe Verwehungen verursachten sowohl im Eisenbahnverkehr als auch auf den Straßen erhebliche Verkehrsstörungen. Auch in den Ostseehäfen mußte der Güterumschlag eingestellt werden. In den Unwettergebieten gelang es oft nur mit Unterstützung schwerer Kettenfahrzeuge der Volksarmee die wichtigsten Fernverkehrsstraßen freizulegen. Erneut waren Zehntausende im freiwilligen Einsatz.

ERFURT. Einen wertvollen Beitrag zum Wettbewerb „Schöner unsere Städte und Gemeinden" leistete in diesem Jahr die Internationale Gartenbauausstellung der DDR in Erfurt. Die Sonderlehrschau gab komplexe Anregungen zur Gestaltung von Wohngebieten, Industriekomplexen, Erholungsgebieten und Arbeitsplätzen. 30 000 Besucher sahen die Schau, 100 Studiengruppen waren gekommen und in Vorträgen wurden 2000 Kommunalpolitiker informiert. Jetzt ist es an den Stadtvätern, mit Unterstützung ihrer Bürger die erhaltenen Vorschläge und Anregungen möglichst schnell zu verwirklichen. Fotos: ZB

Martin Radmann kommentiert:

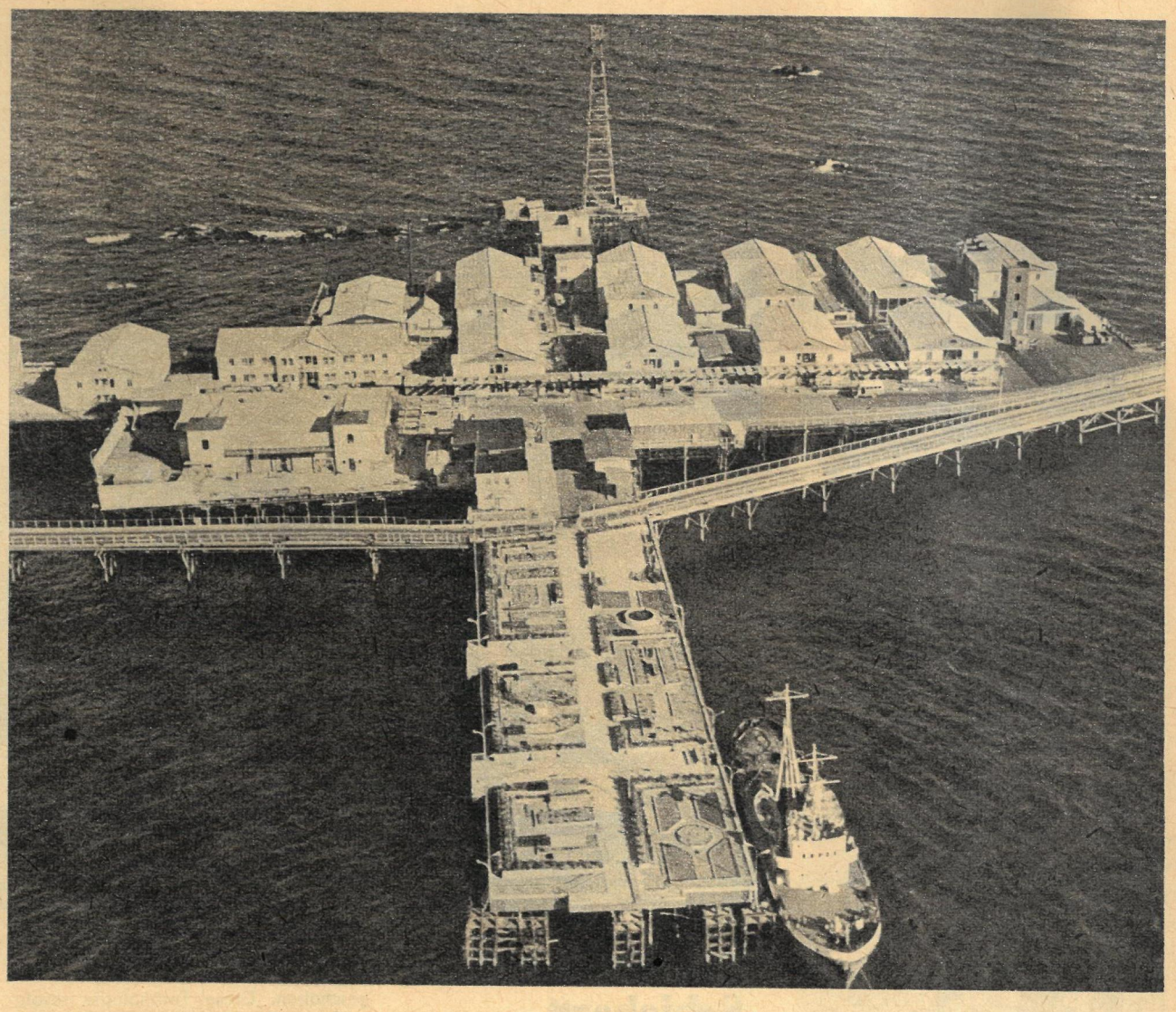
Die ganz Freie Freiheit

„Ich bin hier, um zu lernen", hatte er gesagt. Da flog er auf die Straße, fristlos entlassen. Werner Münz ist kein Halbwüchsiger, sondern 29 Jahre alt. Das zum besseren Verständnis, denn natürlich ist es keine Schande, wenn ein sehr junger Kollege eine Bitte erfüllt, etwas mitbringt. Dieser hier aber war schon längst gelernter Maurer, mußte nach einer Krankheit den Beruf aufgeben und wollte einen neuen erlernen. Und nun wollte er kein Bier holen. Deshalb wurde er vom Unternehmer gefeuert. Soweit, so schlecht. Aber es kommt noch schlimmer. Das Bielefelder Arbeitsgericht – wir schreiben das Jahr 1969 (!) – bestätigte die Kündigung mit folgender Urteilsbegründung: Bierholen, Schneefegen, Mülleimer ausschütten – das alles gehöre zur Ausbildung. „Auch die Versorgung der Belegschaft mit Getränken widerspricht nicht dem Ziel der Ausbildung. Der Lehrling ist zu der Leistung von berufsfremden Nebenleistungen verpflichtet, sie vermitteln ihm Einsichten." Welche wohl?

Das erinnert in der Tat fatal an das Mittelalter. Als einer meiner Kollegen diese Meldung vorlas, erhob sich in der Runde homerisches Gelächter. Natürlich, ein solcher Richterspruch ist uns um ganze Epochen fern und fast Legende, uns im sozialistischen Staat deutscher Nation. Im Bonner Staat gehört er ganz folgerichtig zum System, er stützt sich sogar auf geltende Gesetze, in diesem Fall auf die Gewerbeordnung von 1869. Sie ist also hundert Jahre alt. So lange Zeit hinkt dieses System, das Einklassenschulen hegt und lobt, hinter den Erfordernissen des Zeitalters der technischen Revolution her. Es geht also wohlgemerkt nicht um ein paar Flaschen Bier oder Brause oder Milch, sondern um Recht, Freiheit und Demokratie.

Friedrich Engels nannte als Maßstab der Freiheit, daß „ein jeder seine menschliche Natur frei entwickeln, mit seinem Nächsten in einem menschlichen Verhältnis leben kann und vor keinen gewaltsamen Erschütterungen seiner Lebenslage sich zu fürchten braucht". Werner Münz, der westdeutsche Arbeiter, darf – so urteilt die Klassenjustiz – seine menschliche Natur nicht frei entwickeln, nicht vor allem lernen wollen. Und seine Lebenslage wurde wahrhaftig gewaltsam erschüttert. In jenem Staat, in dem er leben muß, gibt es nicht einmal den Ansatz von Freiheit und Menschlichkeit. Wie könnte er auch menschenwürdig leben, wenn ihm, wie allen, die von ihrer Arbeit existieren, doch die Möglichkeit verwehrt ist, sich bereits von Jugend an eine moderne wissenschaftliche Bildung und Weltanschauung anzueignen?

Freiheit, so sagte Walter Ulbricht sinngemäß vor mehr als einem Jahr zu Beginn der Verfassungsdiskussion in der Volkskammer, das heißt frei zu leben von geistiger Unterdrückung und sittlicher Deformierung durch kapitalistische Monopole und statt dessen durch hohe Bildung und Kultur so frei denken und handeln zu können, daß das Volk alle gesellschaftlichen, wissenschaftlich-technischen und geistigen Prozesse unserer Zeit bewußt zu gestalten vermag. Diese Freiheit zu schöpferischen und kulturellen Leistungen gibt allein die sozialistische Gesellschaft, in dem jedem Bürger das Recht auf eine Bildung garantiert ist, die es ihm ermöglicht, Herr des gesellschaftlichen Prozesses zu sein. Diese Garantie, die Beseitigung des alten Bildungsmonopols der kapitalistischen Klasse, ist eine der bedeutendsten demokratischen Errungenschaften. Und sie ist für uns schon so selbstverständlich, daß Meldungen wie die aus Bielefeld uns zunächst lachen lassen, obwohl sie für die Betroffenen wahrhaftig zum Weinen sind.



Schatzinseln im Kaspischen Meer

Vor 24 Jahren errichteten Ingenieure und Techniker Aserbaidshans den ersten Bohrturm im Kaspischen Meer, hundert Kilometer von der Küste entfernt. Er bildete den Grundstein für eine ganze Insel, „Erdölsteine" genannt, mit Stahlbrücken von insgesamt 240 Kilometer Länge und drei Siedlungen mit zweigeschossigen Wohnhäusern, kulturellen und medizinischen Einrichtungen. Die Verbindung zum

Festland wird durch Schiffe und Hubschrauber aufrechterhalten. Elf neue Bohrungen wurden seit Beginn des Jahres unter der Leitung des Abschnittsmeisters Keifeddin Kasichanow (Foto) niedergebracht. Im vergangenen Jahr erhielten die „Erdölsteine" eine Schwester. Eine 20 Kilometer lange Brücke verbindet die neue Stadt auf Pfählen mit dem Sangatschal-Kap. Die Bohrsonden des neuen Erdölfeldes fördern jetzt schon täglich Tausende Tonnen. Mit modernsten Mitteln und Methoden der Erdölförderung und des Wasserbaus, die ständig weiterentwickelt werden, entreißen die Menschen dem Meeresboden seine kostbaren Schätze. Die Sowjetunion ist reich an Erdöl. Innerhalb von 50 Jahren wurden auf ihrem Territorium rund drei Milliarden Tonnen gewonnen. Für den Zeitraum von 1966 bis 1975 sind über 3,5 Milliarden Tonnen geplant – ein Ausdruck der steil ansteigenden Arbeitsproduktivität bei der Erdölgewinnung. Die Leistungen und Erkenntnisse der sowjetischen Spezialisten ermöglichten, daß Ungarn, Polen, die ČSSR und die DDR kontinuierlich mit dem Rohstoff für ihre petrolchemische Industrie versorgt werden können.

Fotos: TASS

Parschaus Politik im Quadrat

„Was steht drauf?" – „Werter Direktor! Der Schatz liegt unter N, wie Neuerervorschlag, in Ihrem Büro vergraben."

Zu Gast in der DDR

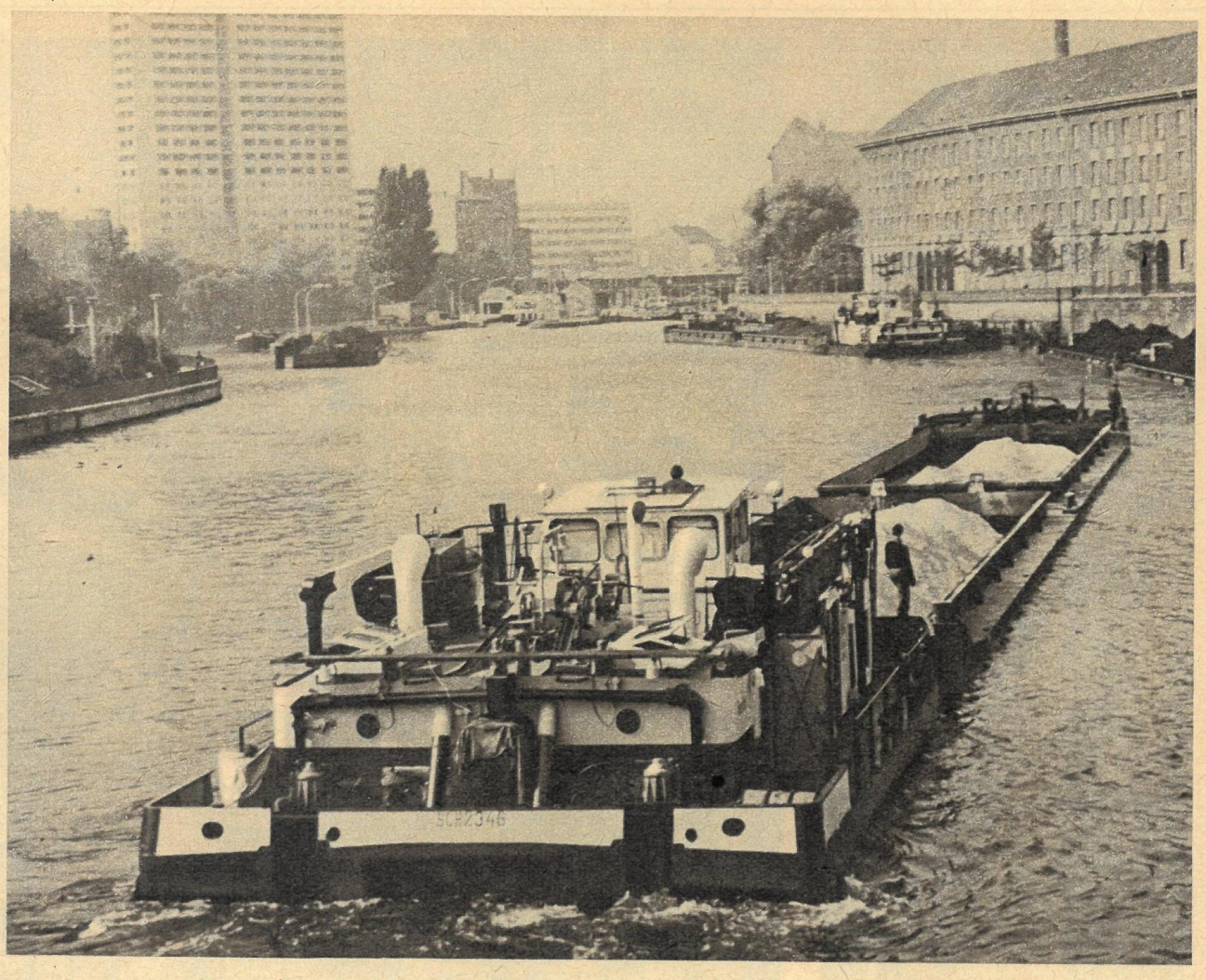
„LES ROSSIGNOLETS" – die „Kleinen Nachtigallen" gastieren vom 30. März bis zum 11. April in unserer Republik. Die Tournee des französischen Knabenchores beginnt in Nordhausen und führt über Magdeburg, Riesa, Jena, Potsdam und Cottbus nach Frankfurt an der Oder. Der Chor, 1952 gegründet, kommt aus Roubaix, einer Stadt im Departement du Nord. Die 50 Knaben und jungen Männer unternahmen unter Leitung des Musiklehrers Jean-Marie Braure ausgedehnte Konzertreisen in fast alle europäischen Länder, nach Kanada und in die USA. Beim 1. Internationalen Festival der Knabenchöre 1967 in Poznań begegneten sie auch den Leipziger Thomanern, mit denen sie ganz „unprogrammgemäß" berühmte Chorwerke gemeinsam aufführten. Das Repertoire umfaßt Chansons, Volkslieder und Chorwerke alter und neuer Meister.

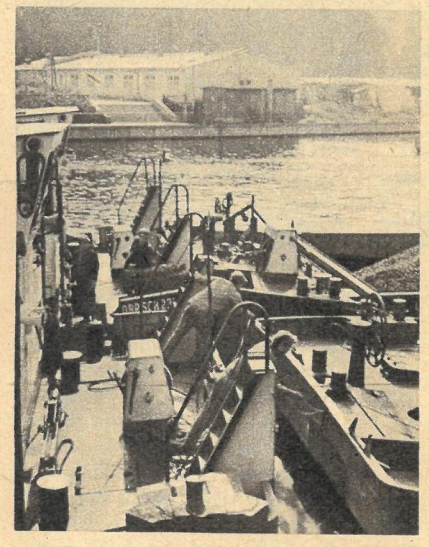
Im Ausland zu Gast

KURT MASUR (Foto), der für sein Gastkonzert mit der Dresdner Philharmonie zur II. Musikbiennale Berlin den Kritikerpreis für eine der besten Interpretationen erhielt, beteiligt sich mit seinem Orchester am 28. und 29. März am Musikfest in Russe. Die zwei Programme enthalten ausschließlich Werke bulgarischer Komponisten.

DIETER ZECHLIN, ebenfalls Preisträger der Biennale, gastiert vom 30. März bis zum 4. April in Rumänien. Er gibt Konzerte mit den Staatsphilharmonien Tirgu, Mures, Arad und Oradea sowie ein Fernsehkonzert mit dem Rundfunk- und Fernsehorchester Bukarest.

HANNE-LORE KUHSE, Kammersängerin an der Deutschen Staatsoper Berlin, singt in den Monaten März und April in einer Neueinstudierung von Verdis „Macbeth" in der Opera of Boston die Partie der Lady Macbeth in italienischer Sprache.



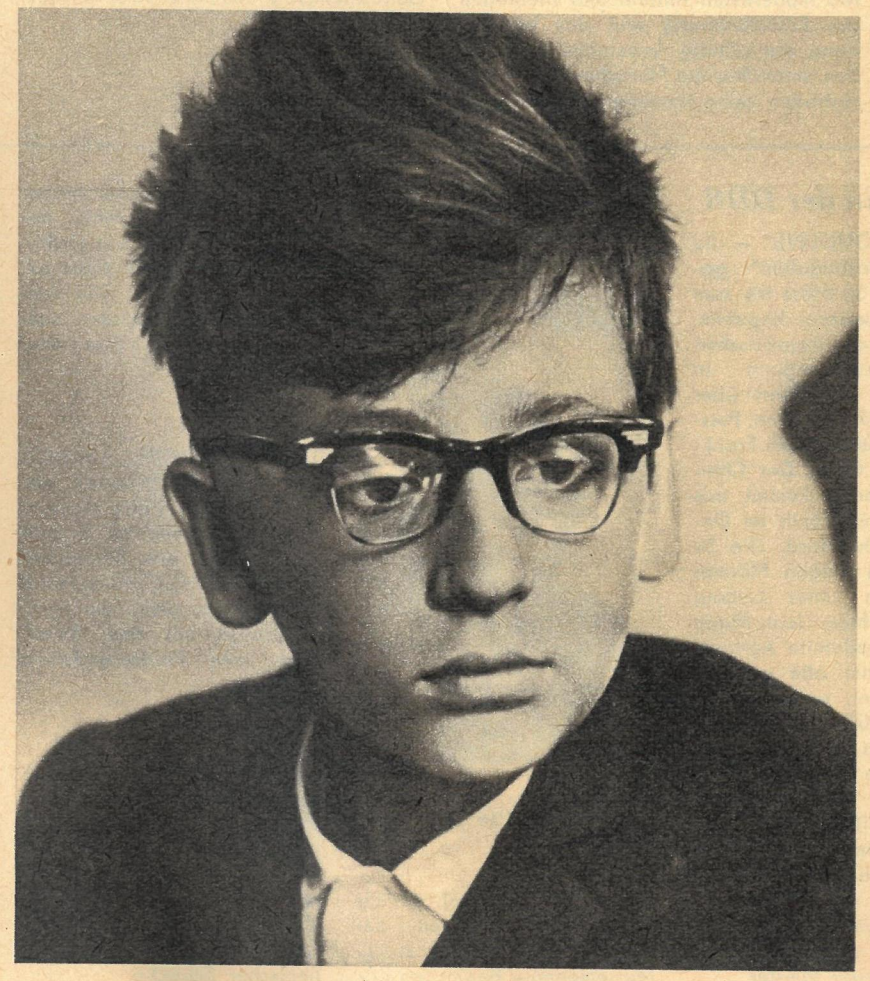


Revolution durch „Schieber“

Kapitän in der großen Stadt, das macht schon Spaß. Vor allem auf einem der modernen Schubschiffe, wie sie die Deutsche Binnenreederei in Dienst hat. Seit einigen Jahren befahren sie die Spree, die Havel, die vielen Kanäle unserer Republik. Die Lastkähne werden nicht mehr wie bisher von Schleppern gezogen, sondern (als Prahme) starr miteinander verbunden und geschoben. Diese Technologie revolutioniert den gesamten Gütertransport auf dem Wasserweg. Nur vier Arbeitskräfte sind für einen Transportverband nötig.

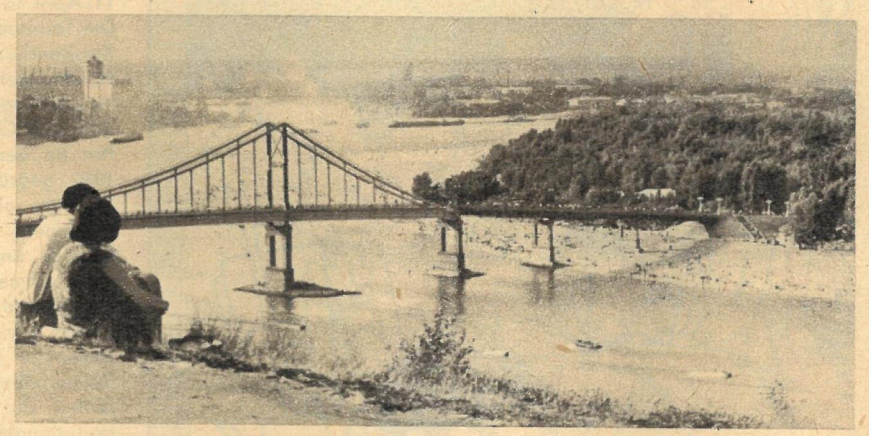
Eine neue Serie von Stromschubschiffen stellt die Yachtwerft Berlin her. Diese Schiffe (Länge 21,65, Tiefgang 1,10 Meter) werden auf der Elbe, der Oder sowie in den Haff- und Boddengewässern eingesetzt. Sie sind mit zwei 300-PS-Motoren des VEB Schwermaschinenbau „Karl Liebknecht“, Magdeburg, ausgestattet und können bis zu vier Prahme befördern. Ein beladener Doppeltandemverband erreicht in ruhigem Wasser eine Geschwindigkeit von 14 km/h. Die Zeit der ungelernten Schiffsjungen ist allerdings vorbei. Wer solch moderne Schiffahrtstechnik bedient, bedarf zumindest eines Facharbeiterbriefes.

Fotos: Lange



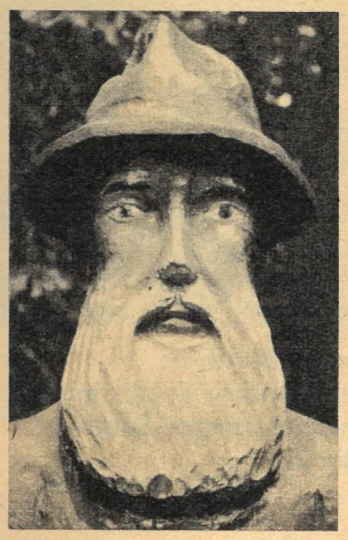
Mit zwölf Student in Kiew

Das ist Sascha Dworak, reichlich zwölf Jahre alt und Student der mechanisch-mathematischen Fakultät der Kiewer Schewtschenko-Universität. Der Lenin-Pionier hat gerade sein erstes Semester hinter sich, und seine Prüfungsergebnisse sind gut, teilweise sogar ausgezeichnet. Sein Vater, von Beruf Bergmann, erzählt, Sascha habe bereits mit vier Jahren ohne Schwierigkeiten multipliziert und dividiert. Der Junge fing in der Schule gleich mit der zweiten Klasse an und war schon nach vier Wochen Schüler im dritten Schuljahr. Nach fünf Jahren erhielt er sein Abiturzeugnis mit Glanznoten in den naturwissenschaftlichen Fächern. Im vergangenen Herbst war er dann die Sensation in den Hörsälen der Kiewer Universität, so daß der Rektor – so erzählt man – Journalisten Interviews mit Sascha ohne Sondergenehmigung verbot. Der jüngste Student der Sowjetunion liebt Spaziergänge am Dnepr, spielt Fußball und Tischtennis, aber am meisten interessieren ihn auch in der Freizeit Mathematik und Physik. „Der Atomkern ist zwar schon gespalten, da bin ich zu spät gekommen. Aber Einsteins Relativitätstheorie ist ein weites Feld“, meint Sascha halb im Scherz, halb im Ernst auf die Frage nach seinen Zukunftsplänen.



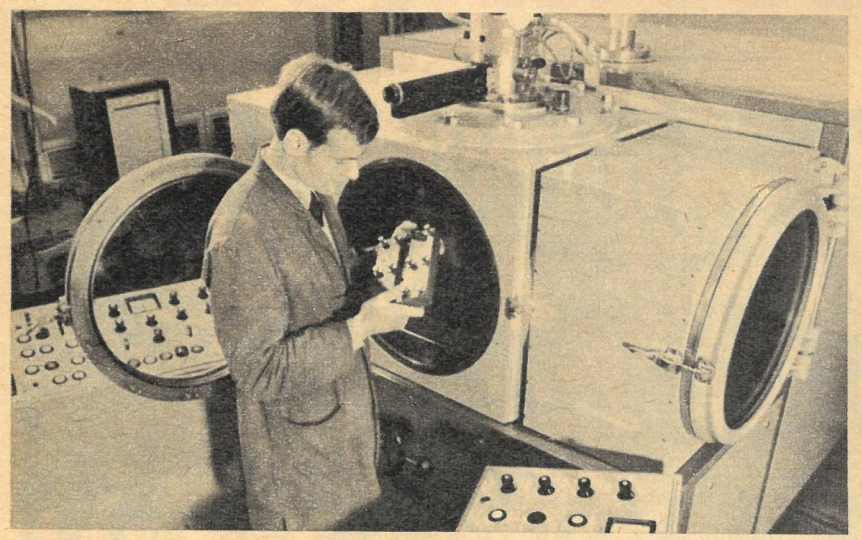
Der 2000. Universalbagger verließ Mitte des Monats die Montagehalle der Eisengießerei und Maschinenfabrik ZEMAG Zeitz. Vor zahlreichen Werktätigen sowie Geschäftspartnern des Betriebes aus der Sowjetunion, aus Rumänien, Frankreich und der VAR würdigte Werkdirektor Geidel dieses Ereignis. Die Zeitzer ZEMAG ist seit Aufnahme der Serienproduktion, 1962, zum größten Produzenten von Baggern der Zwei-Kubikmeter-Klasse geworden. Der Universalbagger ist ein mehrfach ausgezeichnetes Erzeugnis.

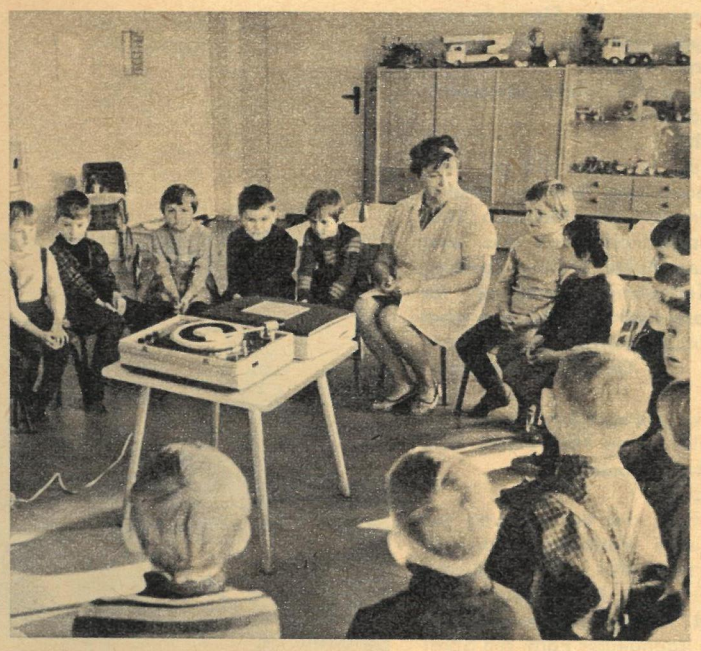
Keine Angst, dieser grimmig dreinschauende Alte ist harmlos, denn er ist aus Holz. Der „Wilde Mann", so heißt dieses lebensgroße Standbild im Wald zwischen Geyer und Zwönitz im Erzgebirge, bewacht eine kleine Lichtung. Sie ist zu jeder Jahreszeit ein beliebtes Ausflugsziel. Zu Pfingsten treffen sich dort viele Heimatfreunde mit den Schöpfern dieser Figur, den Schnitzern des Kulturbundes Geyer. Bald wird der Alte einen bedeutenden Nachbarn erhalten: Anfang der siebziger Jahre entsteht hier ein Fernsehturm.



Gäste aus Kuba hatte vor kurzem der VEB Görlitzer Maschinenbau. Es war ihr Wunsch, den Betrieb kennenzulernen, aus dem sie die für ihr Zuckerprogramm erforderlichen Kleinturbinen beziehen. Kuba hat sich das Ziel gestellt, 1970 zehn Millionen Tonnen Zucker zu produzieren. Der stellvertretende Handelsminister Fernandez, Handelsrat Sune und Botschaftsrat Portela sprachen den Maschinenbauern Dank und Anerkennung für die stets qualitäts- und termingerechten Lieferungen aus.

Versuchsschweißung einer Stumpfverbindung an einem höherfesten Stahl mit einer Elektrodenstrahlschweißanlage aus dem Forschungsinstitut Manfred von Ardenne. Wolfgang Krull ist im zweiten Jahr seines Forschungsstudiums an der Technischen Hochschule „Otto von Guericke" in Magdeburg, das er 1970 – nach insgesamt sieben Jahren – mit der Dissertation beenden will. Er befaßt sich im Institut für Schweißtechnik der TH mit der Grundlagenforschung für die industrielle Anwendung dieses Hochleistungsverfahrens der Elektrodenstrahlschweißung, das einen hohen Automatisierunggrad in der Produktion gestattet.





Ein mehrwöchiges Versuchsprogramm wurde vor kurzem am Physiologischen Institut der Humboldt-Universität Berlin beendet, bei dem erstmalig die elektronische Datenverarbeitung unmittelbar am Institut angewandt wurde. Die Wissenschaftler wollen ein repräsentatives Maß für die Erregungsleitungsgeschwindigkeit im Herzen erhalten. Die Ergebnisse sollen in der Praxis dem Erkennen von Fehlregulationen dienen. Der Versuch wurde mit dem Fahrrad-Ergomotor absolviert. Die Auswertung des EKG erfolgte elektronisch durch einen Analogrechner.

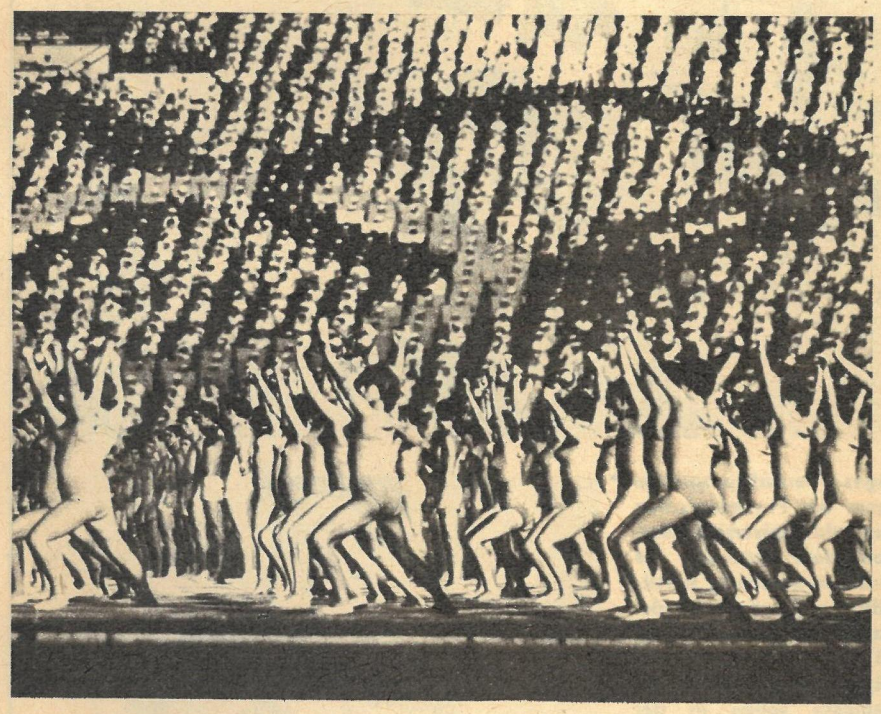
Fotos: Hanke, Kitte, Pollmer, Ritter, Zentralbild

Die Märchenstunde im neuen Kindergarten macht den Jungen und Mädchen in Schipkau, Kreis Senftenberg, großen Spaß. Die Kinder nahmen in diesen Tagen das neue Gebäude, dem auch eine Krippe angeschlossen ist, in ihren Besitz.

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

Rekorde in Leipzig – jeder kann sie mit-erringen



Protokoll einer außerordentlichen Sitzung
des Leipziger Organisationsbüros
für das V. Deutsche Turn- und Sportfest

Anwesend: Nationalpreisträger Erich Riedeberger,
Vizepräsident des DTSB,
Nationalpreisträgerin Hilde Riedeberger,
Verantwortliche für die Frauenübungen,
Willy Lehmann, Leiter des Organisationsbüros,
Dr. Werner Kracht
für den Bereich Sportschau und Festübungen,
Gerhard Taubert für den Bereich Agitation, Propaganda,
Presse und Großveranstaltungen,
Otto Heinrichs für den Bereich Organisation, Verkehr,
Quartiere und Gesundheitswesen,
Herbert Pohl für den Bereich Wirtschaft, Finanzen
und Verpflegung,
Harry Kunze, Verantwortlicher für die Osttribüne,
Werner Böttcher, Sektorenleiter Festübungen.

zb: Noch vier Monate trennen uns vom V. Deutschen Turn- und Sportfest. Wieviel Sportler werden in Leipzig dabeisein?

Erich Riedeberger:
Die Gastgeberstadt erwartet etwa 100 000 aktive Teilnehmer am V., also doppelt soviel wie vor vier Jahren. Am Eröffnungstag werden sich ungefähr 200 000 Menschen am Völkerschlachtdenkmal einfinden.

zb: Haben sich auch ausländische Gäste angesagt?

Erich Riedeberger:
Natürlich, wir haben zum Beispiel viele Nationale Olympische Komitees und Präsidenten und Generalsekretäre der internationalen Verbände eingeladen.

zb: Wann findet das Kernstück des Festes, die Sportschau, statt?

Erich Riedeberger:
Am Sonnabend. Insgesamt werden mit der Schau der Spielmannszüge neun Massenübungen im Zentralstadion und auf der Festwiese zu sehen sein.

zb: Was wird neu sein bei diesem Sportfest?

Erich Riedeberger:
Etwas Besonderes wird die Musik- und Spielleuteschau; in ihrem Mittelpunkt steht ein Spielmannszug von 150 jungen Mädchen in sehr attraktiver Kleidung. Das ist sicher eine gute Bereicherung unseres Nationalfestes der Körperkultur. Neu für die Zuschauer wird sein, daß sie sich im Stadion aktiv an Übungen beteiligen können, denn mit der Eintrittskarte erhält jeder einen Ball, mit dem dann während der Sportschau einfache Übungen durchgeführt werden können.

zb: Kann man mit Recht davon sprechen, daß in Leipzig der wahre Sinn des Begriffs „Körperkultur" erfüllt wird? Gibt es also eine Verbindung zwischen Sport und Kultur?

Dr. Kracht:
Selbstverständlich, aber natürlich nicht nur, weil während des Festes über 2000 Spielleute aufmarschieren werden. Darüber hinaus treten an allen Tagen zahlreiche Kulturensembles auf, zum Beispiel das Erich-Weinert-Ensemble und der Bergsteigerchor „Kurt Schlosser".

zb: Das Sportfest lebt aber nicht nur von Sportschau und Kulturensembles?

Gerhard Taubert:
Wir erwarten in Leipzig allein 15 000 Volkssportler, die in den verschiedensten Disziplinen um den Sieg kämpfen werden, angefangen von der Leichtathletik bis zum Kegeln.

zb: Wann beginnen diese volkssportlichen Wettkämpfe?

Otto Heinrichs:
Sie sind bereits in vollem Gange, denn in allen Kreisen und Bezirken unserer Republik kämpfen seit Monaten Tausende Volkssportkollektive, das sind mehr als eine halbe Million Sportler, um die Teilnahmeberechtigung für Leipzig. Selbstverständlich können aber auch jetzt noch neugebildete Mannschaften in die Qualifikationen einsteigen.

zb: Die Volkssportwettbewerbe erleben in Leipzig also einen Höhepunkt. Sind sie damit abgeschlossen?

Gerhard Taubert:
Auf keinen Fall; die Vorbereitung auf das V. soll eine Wettkampfmöglichkeit unter vielen sein. Wie schon im Staatsratsbeschluß über Körperkultur und Sport gesagt, wollen wir möglichst alle Menschen in irgendeiner Form am Sport interessieren. Dazu gehört ein vielfältiges Wettkampfprogramm, auch nach dem Sportfest. Während des V. wird im Leipziger Clara-Zetkin-Park unter anderem ein Testzentrum Volkssport eingerichtet, das allen Besuchern Anregungen zum Sporttreiben geben und Möglichkeiten zum Testen der persönlichen Leistungsfähigkeit bieten soll.

zb: An der Vorbereitung des V. sind aber nicht nur Sportler beteiligt?

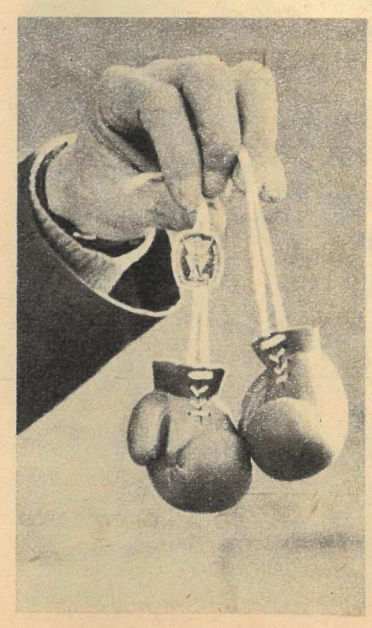
Bitte weiter auf Seite 8

Erich Riedeberger:
Wir wünschen, daß das Fest mithelfen wird, den Staatsratsbeschluß mit Leben zu erfüllen.

Werner Böttcher:
Alle Besucher sollen mitüben mit diesem Sportfestball.

Dr. Kracht:
Das V. wird beweisen, in unserem Staat sind Kultur und Sport eine untrennbare Einheit.

Aus dem Programm des „Fünften"



Donnerstag, 24. Juli:
Eröffnungsveranstaltung am Völkerschlachtdenkmal.

Freitag, 25. Juli:
Volkssportwettkämpfe im Fußball, Kleinfeldhandball, Kegeln, in der Leichtathletik, im Familien-Fernwettkampf, Orientierungslauf, Schwimmen und Volleyball.
Internationale Wettkämpfe im Schwimmen, Wasserspringen und Wasserball, Bahnradsport-länderkampf DDR gegen UdSSR, Fußballländerspiel DDR gegen UdSSR.
Fahnenweihe auf dem Leipziger Markt.

Sonnabend, 26. Juli:
Fortsetzung der Volkssportwettkämpfe.
Internationales Schauturnen.
Sportschau des DTSB.
Festzug mit Kultur- und Volksfest im Clara-Zetkin-Park.

Sonntag, 27. Juli:
Fortsetzung der Volkssportwettkämpfe.
Großveranstaltung auf der Festwiese „Wir sind dabei".
Festübungen der Frauen, Kinder, Altersturner und Tanzende Jugend.
Flugvorführungen der GST.
Internationale Leichtathletikveranstaltung mit internationalem Fußballspiel.
Festliches Finale des V. Deutschen Turn- und Sportfestes mit Gesang, Tanz und großem Feuerwerk.

Farbfoto: Morgenstern

Rekorde in Leipzig – jeder kann sie miterringen

Fortsetzung von Seite 6

G. Taubert, O. Heinrichs, H. Pohl: Dank der unermüdlichen Hilfe der Bevölkerung klappt die Organisation reibungslos.

Herbert Pohl:
Man kann ohne Übertreibung sagen: Das V. Deutsche Turn- und Sportfest wird ein Fest des ganzen Volkes werden. Um nur einige Berufe zu nennen, die an der Vorbereitung beteiligt sind: Das reicht von den Fleischfabriken über Modegestalter und Komponisten bis zum Kraftverkehr und zum Gesundheitswesen; praktisch sind alle Zweige der Volkswirtschaft und alle gesellschaftlichen Kräfte daran beteiligt.

zb: Das Fest findet im 20. Jahr unserer Deutschen Demokratischen Republik statt. Es soll sicher ein würdiges Geburtstagsgeschenk aller Sportler an ihren Staat sein?

Erich Riedeberger:
Wie schon gesagt, über 100 000 Sportler werden in Leipzig unserer Republik zum Geburtstag gratulieren. Außerdem aber werden zum Zeitpunkt des Festes Millionen Menschen mit ihrem Herzen in Leipzig sein, während sie in ihren Heimatorten oder im Urlaub Sport treiben.

zb: Welchen Inhalt hat dieser Geburtstagsgruß?

Dr. Kracht:
Ich nenne nur ein Beispiel: Die sportlichen Leistungen aller Teilnehmer sowohl an den Festübungen als auch an den Volkssportwettkämpfen werden bedeutend höher sein als bei vorangegangenen Sportfesten. Dieser Qualitätssprung beweist nicht zuletzt, welche Unterstützung Partei und Regierung der sportlichen Entwicklung in unserem Staat angedeihen lassen. Beste Leistungen sind der Dank für diese Unterstützung.

Gerhard Taubert:
Vielleicht noch eine wichtige Ergänzung dazu: Unser Fest ist ein Stück Verfassungswirklichkeit unserer neuen sozialistischen Verfassung. Denn darin heißt es, daß die sozialistische Kultur die Einheit von Kultur und Sport ist. Das findet bei unserem Sportfest seinen sichtbaren Ausdruck.

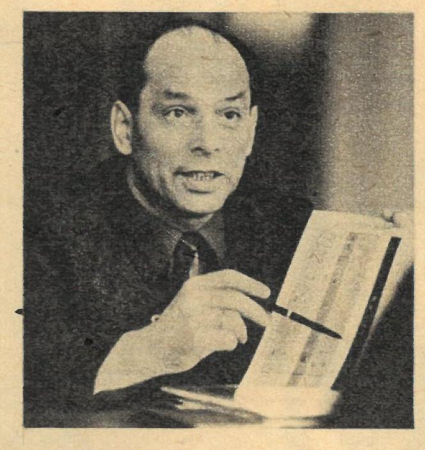
zb: Wie haben sich die Gastgeber auf die Julitage vorbereitet?

Willy Lehmann:
Die Festteilnehmer werden in Schulen und anderen Einrichtungen untergebracht, zum großen Teil aber auch in Privatquartieren. Viele Leipziger Bürger haben sich schon als Quartiergeber, aber auch als Helfer bei den Verpflegungsstellen zur Verfügung gestellt.

zb: Also kann man auch hier von einem Rekord sprechen, einem Rekord der Gastfreundschaft?

Harry Kunze:
Selbstverständlich wollen die Leipziger gute Gastgeber sein. Aber da wir gerade von Rekorden sprechen, möchte ich auch einen Weltrekord erwähnen.

Willy Lehmann: Leipzig wird ein würdiger Gastgeber sein.



Harry Kunze: Rekorde, von denen niemand etwas bemerkt.

Zwölftausend Sportler werden die farbenprächtige Osttribüne gestalten, das gibt es nicht noch einmal in der Welt. Und noch ein Rekord: Für die zweieinhalbstündige Vorführung auf der Osttribüne während der Sportschau müssen 1,2 Millionen farbige Stempeldrucke ausgeführt werden, daran stempeln fünf Mann drei Monate. Oder sehen wir uns nur die Teilnehmerzahlen an, auch das ist ein Rekord.

zb: Alle Menschen können Mitrekordhalter für Leipzig werden. Was können sie dazu tun?

Erich Riedeberger:
Es gibt viele Möglichkeiten. Die Sportfestübungen sind zum Beispiel nicht nur für Leipzig geschaffen worden; jeder kann sie zu Hause selbst üben. Auch für die Eigenfinanzierung können alle Bürger der Republik etwas tun durch den Kauf von Sportfestlosen und Sportfestsouvenirs. Aber der größte Rekord ist wohl der, sich selbst zu besiegen, selbst zu trainieren und seine Leistungsfähigkeit zu steigern.

Hilde Riedeberger:
Die Sportfestübungen der Kinder, Frauen und Altersturner sind direkt zum Mitmachen für alle geschaffen, sie sind leicht zu erlernen, und jeder kann durch das Üben sich und seiner Gesundheit einen großen Dienst erweisen.

zb: Welchen Rahmen nimmt unser Sportfest in der Körperkultur des gesamten sozialistischen Systems ein?

Gerhard Taubert:
Ein solches Sportfest, an dem das ganze Volk beteiligt ist, kann nur in einem sozialistischen Staat durchgeführt werden, in dem der Sport unmittelbarer Bestandteil des gesellschaftlichen Systems ist. In einigen sozialistischen Ländern gibt es ähnliche Feste der Körperkultur, aber ein Vergleich ist schwer, weil man die nationalen Besonderheiten berücksichtigen muß. Doch eines ist sicher: Auch auf diesem Gebiet bewahrheitet sich der Sinn der sozialistischen Völkerfamilie – der eine lernt vom anderen.

zb: Welches Echo gibt es aus anderen Ländern?

Dr. Kracht:
In vielen Ländern gibt es ein lebhaftes Interesse für unser Sportfest, nicht zuletzt bedingt durch die hervorragenden Leistungen unserer Spitzensportler in aller Welt. Viele Besucher aus kapitalistischen Ländern waren bei vergangenen Sportfesten begeistert von den Erlebnissen in Leipzig, versicherten aber gleichzeitig, daß ein solches Fest in ihrem Land unmöglich sei.

Fotos: K.-H. Friedrich (8), V. Billeb

Braune Vergangenheit, die im Bonner Staat Gegenwart ist: Präsidium des NP-Parteitags in Schwabach.

Meistersinger in Braun

Jüngst rief Westdeutschlands Neonazi-Chef von Thadden seine Gefolgschaft in die einstige Nazihochburg Bayreuth. Die braunen Meistersinger zog es zum vertrauten Ort zurück. Mit dem Segen des sozialdemokratischen Oberbürgermeisters Wild mietete die NP für den 22. Februar 1969 die Bayreuther Stadthalle. 620 Delegierten und 500 „Ordnern" flatterten die Einladungen ins Haus: „... laden wir Sie hiermit zum Außerordentlichen Parteitag ein." Doch schlagartig setzten die Proteste ein. Der Betriebsrat der Grundig-Werke Bayreuth wandte sich an die anderen Betriebe der Stadt. Aus München, Nürnberg, Fürth, aus ganz Bayern wurde der Stadtrat aufgefordert, der NP das provokatorische Auftreten in Bayreuth unmöglich zu machen. Die Ereignisse jagten sich; die Stadtverwaltung trat von dem abgeschlossenen Mietvertrag zurück. Die NP aber gab nicht klein bei: „Der Bundesparteitag findet auf jeden Fall statt. Über den Ort kann noch nichts gesagt werden. In fünf bayrischen Städten haben wir Säle fest gemietet".

In verdächtiger Eile konstituierte sich eine „Demokratische Aktion Bayreuth". Sie ließ Plakate malen. Aufschrift: „Bayreuth sagt Nein zur NPD!" Ein Gastwirt aus der Richard-Wagner-Straße: „Was heißt hier ‚Nein'? 13,8 Prozent sagten bei der bayrischen Landtagswahl zur NPD ja." Der „Nordbayrische Kurier" druckte halbseitige Annoncen als Werbung für eine sogenannte Protestkundgebung in der Rotmainhalle. Prominenteste Redner: Bonns parlamentarischer Staatssekretär Baron von und zu Guttenberg, CSU, und SP-Fraktionschef Helmut Schmidt! Die Szenerie war symbolträchtig: Hundertschaften der bayrischen Bereitschaftspolizei hatten die Halle umstellt. Die Mehrzahl der 3000 Versammelten, Einwohner Bayreuths und benachbarter Orte, denen der Protest gegen die NP ernst war, wußten warum. Guttenberg und Schmidt ließen keinen Zweifel daran, daß sie die Kundgebung „umzufunktionieren" gedachten: Beschwichtigung der neonazistischen Gefahr und Diffamierung der demokratischen Kräfte Westdeutschlands. Kein Wort davon, daß die CDU/CSU, daß die Regierung der Großen Koalition der NP Geburtshilfe leistete, daß sich die Neonazis in allen wichtigen Fragen der Innen- und Außenpolitik mit den Bonner Regierungsparteien in Übereinstimmung befinden. Kein Wort von einem Verbot der NP.

Das mußte zwangsläufig Widerspruch hervorrufen. Gruppen jugendlicher Demonstranten riefen in Sprechchören: „Thadden, Schmidt und Guttenberg – Faschisten machen sich ans Werk!" Forderungen nach Diskussion wurden laut. Aber das Auftreten der Außerparlamentarischen Opposition paßte den Scheindemokraten aus Bonn nicht ins Konzept. Also ließen sie die Saalordner einschreiten und mit Unterstützung eines in die Halle eindringenden Polizeiaufgebots eine regelrechte Saalschlacht gegen die demokratische Linke, gegen junge Gewerkschafter, Schüler und Studenten entfesseln.

Als sich am nächsten Morgen Thadden samt Gefolgschaft mit Omnibussen von Bayreuth zum neuen Tagungsort, nach Schwabach, einer Kreisstadt in Mittelfranken, fahren ließen, da fehlte von den Scheinprotestierern Guttenberg und Schmidt jede Spur. Dafür gaben schließlich Bereitschaftspolizisten auf Jeeps den Neonazis Geleitschutz. Der stadteigene Markgrafensaal, von Schwabachs Oberbürgermeister Hocheder im Alleingang für 150 DM Miete zur Verfügung gestellt, glich einer Festung. Hinter Stacheldrahtverhauen und Absperrgittern waren Wasserwerfer und Polizeieinsatzkommandos postiert. Einträchtig teilten sich Polizei und die mit Schlagringen, Stahlruten und Gasspray ausgerüsteten 500 Angehörigen der SO (Saalordner) die Aufgaben: die Demonstranten – Mitglieder des DGB, der Gewerkschaftsjugend, der SDAJ, Jungsozialisten, Mitglieder der VVN – zu provozieren, sie in Schlägereien zu verwickeln, Plakate und Spruchbänder zu zerfetzen und darauf herumzutrampeln. Doch stundenlang hallten die Sprechchöre der Demonstranten durch die Ludwig-Straße: „Schaut Euch die Faschisten an!"

Drinnen, im Saal, aber gab es frenetischen Beifall für scharfmacherische Reden. Parteichef von Thadden, immer in Führerpose, und sein Stellvertreter Pöhlmann („Ich war Gefolgschaftsführer der Hitlerjugend. Und ich sage dazu, daß ich mich dessen nicht schäme!") erläuterten im Nazijargon programmatische Ziele, die, vertreten „von mindestens 50 Mann einer in den Bundestag einziehenden NPD-Fraktion", zum Bestandteil offizieller Bonner Regierungspolitik gehören sollen: Westdeutsche Vorherrschaft in Europa, keine Unterschrift unter den Atomwaffensperrvertrag, Liquidierung der DDR, rücksichtsloser Polizeieinsatz gegen oppositionelle Kräfte, Ablehnung jeglicher Mitbestimmungsforderungen der Arbeiter, Gründung einer nationalistischen Gewerkschaft, Generalamnestie für NS-Verbrechen ... Ein Katalog ohne Ende, alarmierend, zum Protest herausfordernd.

Unter den Journalisten war eine junge Frau aus Paris: Beate Klarsfeld. Altnazi Kiesinger kennt ihre Sprache. Neonazi von Thadden ließ die Demokratin von seiner braunen Horde niederschreien. Was sie sagen wollte, wurde trotzdem bekannt: „Die Ideologie und das Machtstreben des nationalsozialistischen Deutschlands haben die ganze Welt und Deutschland selbst in eine Katastrophe hineingetragen, die Millionen und Abermillionen das Leben gekostet, in der Welt zu großen Umwälzungen geführt und zahlloses menschliches Leid hervorgerufen hat. Jedes neue Abenteuer wird die gleichen Folgen heraufbeschwören müssen. Darum sollte die Bundesrepublik endlich die Konsequenzen aus dem zweiten Weltkrieg ziehen."

Dieter Arnhold

Im faschistischen Geist und Stil: Aus dem Parteiprogramm der NP.

Faustschläge gegen antifaschistische Demonstranten: NP-„Ordner" prügelten vor der Markgrafenhalle in Schwabach auf protestierende Jugendliche ein. Fotos: Zentralbild

Reise in die Stadt der „gemütlichen Spiele“ (III)
Ein Bericht aus München von Günter Blutke und Karl-Heinz Friedrich (Fotos)

Mögen täten wir schon wollen

Herr Schmidt-Hildebrandt, Pressereferent im Org.-Büro der Olympischen Spiele, gilt als Erfinder des (zweiten) olympischen Slogans „Spiele der kurzen Wege“. Bei unserem Gespräch in der Prannerstraße zum Thema Gemütlichkeit – wir schrieben darüber in der zweiten Folge – bekannte er sich als Zugereister. „Ich bin kein gebürtiger Münchener, wohne aber schon 20 Jahre in der Stadt. Das Fluidum Münchens läßt sich nicht in Worte fassen – in unserem Millionendorf vermischen sich ländliche Urwüchsigkeit und Modernität.“

Mit einem nebenbei gesprochenen Satz schickte uns der freundliche Herr vom Org.-Büro auf einen schier endlos langen Weg. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“, so kanzelte Goethes Faust den Schüler Wagner ab. Und so ungefähr, wenn auch nicht so klassisch rein, sprach Herr Schmidt-Hildebrandt mit uns über das Unfaßbare an München. Am journalistischen Ehrgeiz gepackt, gingen wir auf die Jagd.

Der erste Eindruck vom weltberühmten Hofbräuhaus: Ohne Mühe ließe sich diese Oase der Biertrinker in eine Bahnhofshalle verwandeln! Die gewölbte Decke sitzt etwa in der Höhe des zweiten Stockes eines normalen Neubauhauses. Und dementsprechend dehnt sich der Raum in der Länge und Breite.

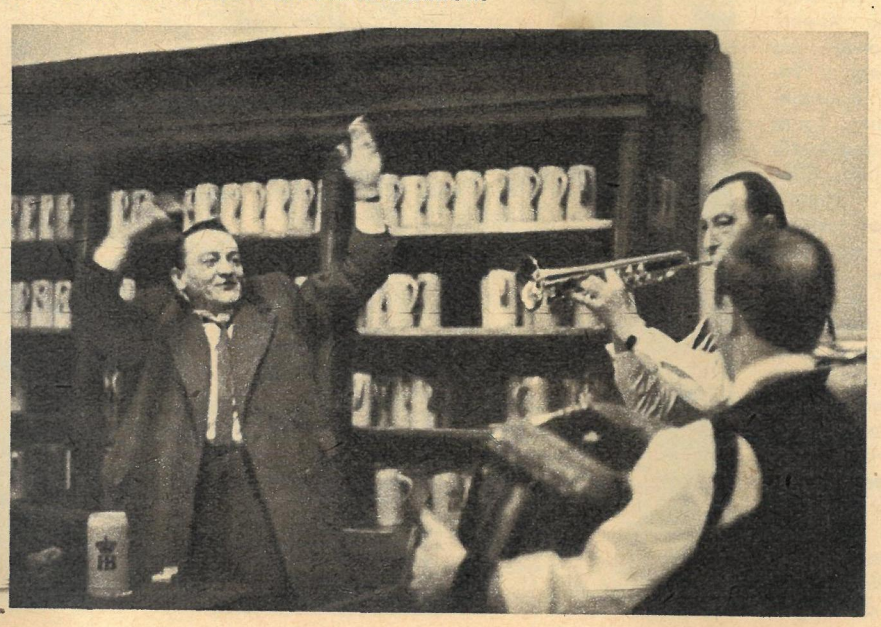
Nirgendwo in der Welt – behaupten die Münchener – wird soviel Bier getrunken wie in München. Und nirgendwo in dieser Stadt soviel wie im Hofbräuhaus.

Mein Literkrug stand auf dem Namen des werten Herrn Norbert Pichel – eingeschnitzt in die derbe Holzplatte des langen Tisches. Fünf Meter weiter spielten vier bayrische Buben im Alter zwischen 40 und 60 gerade die Hymne ihres Brotgebers: „In München steht ein Hofbräuhaus, eins, zwei, g'suffa . . .“ In der Pause danach zogen die Musikanten mit ihren Instrumenten an unseren Nebentisch. Dort dirigierte ein echter Bayer mit Gamsbarthut (ich zählte auf der für mich sichtbaren Rückseite 23 Plaketten) den Chor seiner G'suffa-Freunde.

An diesem Tisch interviewte ich später den Münchener Ureinwohner Rudolf Andrä, 50 Jahre alt, Maschinenbauer von Beruf. Während er in der stummen Hofbräusprache den leeren Krug umdrehte (die Kellnerin im Dirndlkleid brachte sofort einen vollen), berichtete er voller Stolz: „Das hier ist seit über 20 Jahren mein Stammtisch!“

Rudolf Andrä arbeitet an der S-Bahn, Baustelle Los 6. Und sein Arbeitsplatz bestimmt offensichtlich auch sein Verhältnis zu Olympia 72: „Wir müssen unserem Oberbürgermeister danken, daß was gebaut wird. Trotz der Teuerung geht es wirtschaftlich besser; wir haben weniger Arbeitslose als andere Städte. Als Nürnberg zum Beispiel.“ Sonst aber interessiert sich der S-Bahn-Erbauer überhaupt nicht für die Spiele. Ihm sind garantierte Existenzsicherheit für die nächsten Jahre, seine noch ertragbare Miete und selbst der Stammtisch wichtiger als das Spektakel von 1972.

Der „größte Bierausschank der Welt“ – das Hofbräuhaus ist heute vor allem Touristenattraktion.



Zurückgekehrt an unseren Tisch, versuchten wir das Unerjagbare am Hofbräuhaus zu erfühlen. Vergeblich! Trotz der bestellten süßlich schmeckenden Weißwürste, die noch lange in unseren preußischen Mägen herumrührten. Dieser berühmteste Bierausschank der Welt ist genauso wie das Oktoberfest eine Attraktion für Touristen. „Auf 10 Einheimische kommen 90 Fremde“, sagte unsere Kellnerin, die je Schicht rund 250 Literkrüge schleppen darf. Für die meisten Münchener bedeutet das Hofbräuhaus ungefähr so wenig wie die berühmte Gemäldesammlung in der Pinakothek. Beide sind Renommierstücke für die Vitrine! Und sie bedeuten dem Durchschnittsbürger lange nicht soviel wie etwa ein guter Tabellenplatz von Bayern München oder München 1860. Ganz zu schweigen von den drängenden Tatsachen des Alltags.

Wir sahen auch an den Fenstern der Geschäfte rund ums „gemütliche“ Hofbräuhaus jene handtellergroßen Zettel: Ein weißer Kreis mit dem eingedruckten Wort „Stop“. Die Zettel

Großverdiener Radi bei einer typischen Parade – der Profifußball kränkelt heute auch in München: Viele alte Zuschauer bleiben zu Hause. Ursache dafür sind die hohen Eintrittspreise und die bekannt gewordenen Bundesliga-Schiebereien.

wurden vom Mieterverein angeklebt, der jetzt einen vergeblichen Kampf gegen den Mietwucher führt. Anton Spitz, Vorsitzender des Vereins: „Das große Geschäft mit der Angst beginnt."

Seit München im Januar 1969 zum weißen Kreis erklärt wurde, stiegen manche Mieten illegal bis zu 300 Prozent. Informationen darüber erhält der Mieterverein oft nur unter der Hand – die meisten Mieter wollen sich nicht wehren, erklärte Anton Spitz, „denn sie könnten es woanders noch schlechter treffen."

Der Wahlspruch des Volkskomikers Karl Valentin, gemünzt auf seine Landsleute, bekommt angesichts solcher Haltungen einen bitteren Beigeschmack von Wahrheit. „Mögen täten wir schon wollen, aber dürfen haben wir uns nicht getraut." Maßhalten und stillhalten – das ist im München von 1969 kein Ergebnis angeborener Mentalitäten. Die meisten Münchener halten still, weil sie Erfahrungen mit ihrer Umwelt gesammelt haben.

Fußball bei 1860

Vor Jahren lernte ich in Varna einen phänomenalen jungen Mann aus München kennen. Er wußte zwar nicht, daß Adenauer Kanzler in Bonn war (!), dafür aber konnte er die Abschlußtabellen der letzten fünf Bundesligajahre herunterbeten. Kabarettreifes Detail: Der junge Mann, Dekorateur von Beruf, legte sich zu uns, weil er mit den fünf Leuten aus seiner kleinen Reisegruppe nichts zu tun haben wollte. Sie waren fanatische Anhänger von Bayern München und er von München 1860.

An diesem extremen Fall von Fußballidiotie erinnerte ich mich im Städtischen Stadion an der Grünwaldstraße. München 1860 spielte gegen Werder Bremen.

Wir kamen gerade zurecht, um aus dem Lautsprecher einen bemerkenswerten Satz zu hören: „Der Schiedsrichter bittet bekanntzugeben, daß bei seinen Entscheidungen das Pfeifen zu unterlassen ist." Kommentar meines Nachbarn nach dem prompten Pfeifkonzert der zwanzigtausend: „Wir soan doch die Zuschauer und nicht du, du Depp!" Nachdem wir beide uns eine Weile über Torwart Radenkovics („Bin i Radi, bin i Köni"), über Fußballgehälter („Sie kommen jetzt auf gut dreieinhalbtausend.") und Eintrittspreise (von 5 DM in den Kurven bis 15 DM) unterhalten hatten, steuerte ich das Thema Olympia an. Sein mithörender Freund paßte sofort: „Interessiert mich nicht, i geh nur zum Fußball." Er dagegen äußerte in der ersten Angriffsflaute sehr präzise Ansichten: „I halt schon was davon, auch aus pulitischen Gründen. Die Ausländer kommen 'rein und können sich ein Bild machen, wie wir sind."

Da 1860 gerade in diesem Augenblick das vierte Tor schoß („Die haben wieder scharfe Krallen gekriegt, die 60er."), mußte ich fünf Minuten auf die Erläuterung warten. Hier ist sie: „Wir sind nicht so, wie immer gesagt wird. Wir werden immer als Aggressor angekreidet. Gerade die aus den Ostblockstaaten sollen sich mal ein richtiges Bild von uns machen."

Über das „richtige Bild", das ich mir als Ostblock-Deutscher ja auch machen wollte, konnte ich leider von meinem Stehplatznachbarn nichts Näheres erfahren. Die Fußballwelle schlug nach einigen Radi-Paraden so hoch, daß sich mein Nachbar nur noch dem Spiel und seiner Plast-Bierflasche widmete. Schade, ich hätte ihn gern gefragt, in welches Bild beispielsweise folgender Satz aus der in München erscheinenden „Sudetendeutschen Zeitung" gehört. „Die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Großdeutschen Reich im Jahre 1938 hat in sich dieselbe Legitimation wie heute die Idee der Wiedervereinigung der deutschen Sowjetzone mit der Bundesrepublik Deutschland."

Dieser Satz scheint mir in das richtige Bild zu passen, das wir uns seit Jahren vom Land kommender Olympischer Spiele machen müssen. Ebenso illusionslos ist auch die in München ansässige Zentrale des sogenannten „Deutschen Kulturwerkes" zu betrachten. Dieses Kulturwerk vertritt die These, Deutschland müsse von der „Donau bis zur Weichsel" reichen. Und da Bundesbürger ihre Kulturwerkspenden (in München Postscheckkonto 333) von der Steuer abschreiben können, handelt es sich ganz offensichtlich um eine staatlich geförderte Organisation! In unser richtiges Bild passen auch die vielen Institute, die aggressive Ansprüche „wissenschaftlich" untermauern sollen. München hat einen ganzen Blumenkranz davon: Institut zur Erforschung der UdSSR, Institut für Ostrecht, Osteuropa-Institut, Südost-Europa-Gesellschaft usw.

Der Fußballfreund von München 1860 dürfte angesichts solcher Tatsachen mit seinem „richtigen Bild" aufs Glatteis geraten. Und darin unterscheidet er sich nicht von seinem Innenminister Benda, der mit einer olympischen Fata Morgana die Welt täuschen will. Kaum angehoben, leuchtet unter jedem Zipfel des „freiheitlichen und demokratischen" Vorhangs der Charakter dieses Staates hervor.

Tarnkappe für Olympia

Auch dank der Olympischen Spiele wird in München ein Mann zu Ehren kommen, dessen politische Nachfahren zu den erklärten Feinden des Bonner Staates gehören.

Am Rande des Millionendorfes entsteht augenblicklich eine Trabantenstadt. Kluge bayrische Politiker brachte eben diese Trabantenstadt in Pallach-Nord auf eine glänzende Idee. Sie schlugen im Stadtparlament vor, einer der neuen Straßen weit da draußen den Namen Karl Marx zu geben. Der Effekt dieses Vorschlages leuchtete ein: Die absolute Mehrheit stimmte nach vorbereitenden Fraktionsgesprächen dafür. München kann nun also seinen olympischen Gästen schon im Stadtplan Weltoffenheit und politische Toleranz beweisen!

Dieser geschickte Schachzug verblüffte brave, weniger weitdenkende SP- und CSU-Anhänger. Sie sahen im Geiste schon die große Koalition in die Arme des Weltkommunismus wanken. CSU-Mitglied Heindl schrieb beispielsweise an den „Münchener Merkur": „Man könnte ob dieser Tatsache meinen, die Partei habe keine strenge Ideologie mehr. Man könnte ob dieser Tatsache den Austritt erwägen!"

Noch massiver tritt in derselben Zeitung ein Professor Dr. Josef Hofmann auf. Im Stile der bundesdeutschen Nazis wettert er gegen den unverstandenen Beschluß: „Karl Marx ist der Vater des Kommunismus, mit dem wir uns in härtester Auseinandersetzung befinden ... Als Bewohner dieser Straße würde ich diese Bezeichnung tagtäglich als unzumutbaren Gesinnungsterror empfinden ..." Und dann am Schluß: „Noch viele ostdeutsche Städte von der Donau bis zur Ostsee und noch viele große Männer und Frauen unseres Volkes warten auf ihre Straße ... Wie wär's mit einer Heinrich-Brüning-Straße? Der Mann ist untadelig und ein guter Demokrat, und er hat's verdient."

Wie wahr! Brüning paßt ganz hervorragend in die politische Landschaft Westdeutschlands. Mit seinen Notverordnungen und Schutzhaftgesetzen ebnete er einst dem Faschimus den Weg zur Macht. Denn diese Gesetze waren damals genauso wie Bonner Notstandsgesetze und Vorbeugehaft heute nur gegen links gerichtet.

Welche anderen großen Männer und Frauen der Herr Professor meint, kann man sich nach seinen „ostdeutschen Städten" leicht ausrechnen. Ich möchte vor diesem Erzieher westdeutscher Jugendlichen zwar nicht gerade den Hut ziehen, aber er verdient wenigstens ein Kompliment. Sein Haß gegen Karl Marx und den Kommunismus ist unverhüllt! Faschisten, die so offen wie er ihr Programm aufdecken, sind für westdeutsche Bundesbürger leichter durchschaubar und daher weniger gefährlich als jene, die sogar den Namen Karl Marx als Tarnkappe für ihre faschistische Politik benutzen.

In der nächsten Folge berichten wir von einem Gespräch mit dem Ortsvorsitzenden der DKP und über einen Besuch an der Münchener Universität.

Fotos: Friedrich (3), Blutke (2)

Bund der „Haß-Liebe“

Wohnhaus malaysischer Bau
wirtschaftlich genutzt. Vier Fi
Oben: Lastkähne auf dem M

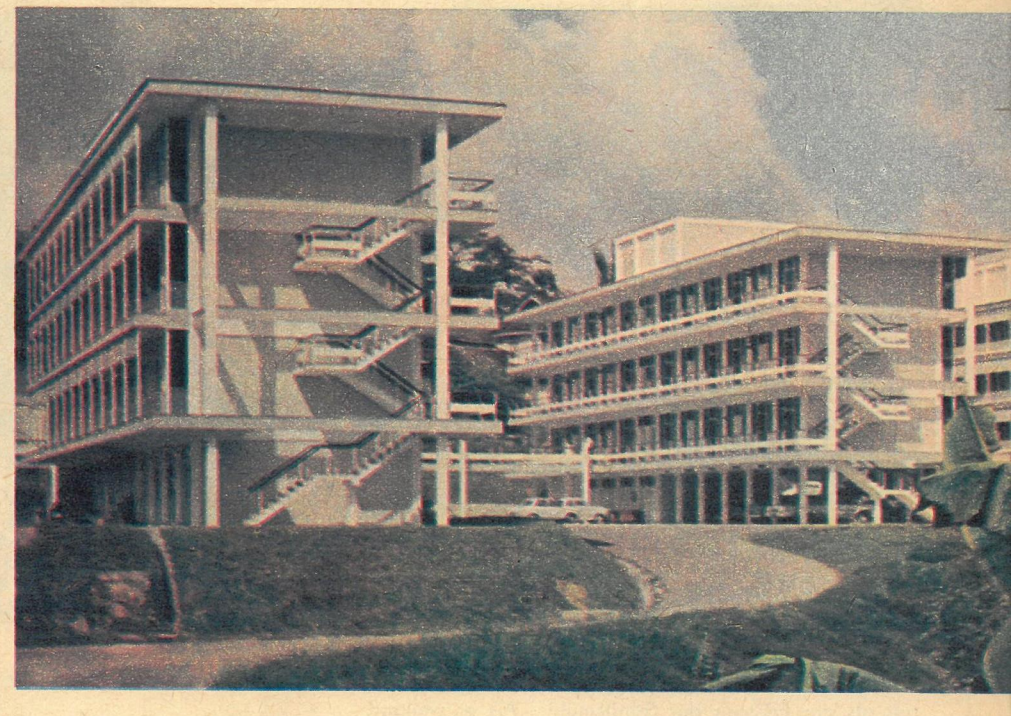
Mitte September 1963 fand in der malaysischen Hauptstadt Kuala Lumpur die feierliche Zeremonie statt, durch die der Zusammenschluß des Staates Malaya mit den bis dahin mit unterschiedlichem Status noch zum britischen Kolonialimperium gehörenden Gebieten Sarawak, Brunei und Sabah im Norden der Insel Borneo und mit Singapur zur Föderation Malaysia besiegelt wurde. Sie war von Anfang an eine problematische Schöpfung. Progressive Kreise in Malaya und Singapur, aber auch in anderen Ländern Asiens, wiesen damals darauf hin, daß der neue Staat in London aus dem Bestreben des britischen Imperialismus heraus konzipiert worden war, sich künftig auf indirektem Wege den Einfluß in jenen Gebieten Südostasiens zu sichern. In Singapur betrachtete man den Beitritt mit gemischten Gefühlen. Die Forderung nach gleichberechtigter Vertretung in Regierung und Parlament der Föderation war in Kuala Lumpur auf äußerste Zurückhaltung gestoßen. Für die Hafenstadt, die sich gern als das Tor zwischen Ost- und Westasien bezeichnet, brachte der Anschluß einerseits den Vorteil eines gesicherten wirtschaftlichen Hinterlandes für seinen Handel, andererseits aber stand das Risiko in Aussicht, bei wichtigen Entscheidungen der Föderation benachteiligt zu werden. Aber auch in Kuala Lumpur sah man den Anschluß Singapurs nicht ohne Vorbehalte, so sehr man sich wünschte, an den Einnahmen und wirtschaftlichen Vorteilen des Welthafens teilzuhaben. Von den rund 2 Millionen Einwohnern Singapurs sind mehr als 1,5 Millionen chinesischer Abstammung. Durch den Anschluß verschoben sich die Mehrheitsverhältnisse in der 9 Millionen zählenden Gesamtbevölkerung Malaysias zugunsten des Anteils chinesischer Abstammung. So ist es gar nicht überraschend, daß dieser Bund der „Haß-Liebe“ nicht von langer Dauer war und Singapur schon 1965 wieder austrat und sich zu einem unabhängigen Stadtstaat konstituierte. Übrigens werden die Zwistigkeiten zwischen Malaien und Chinesen hauptsächlich durch das Bürgertum beider Nationalitäten gefördert. In den Jahren des bewaffneten Freiheitskampfes gegen die britischen Kolonialherren und die japanischen Okkupanten vor 1948 aber haben die malaiischen Bauern, Fischer und Bergarbeiter und die zum

ischer Bauern (links). Nur ein Fünftel des Bodens wird
tzt. Vier Fünftel bedeckt undurchdringlicher Dschungel.
auf dem Malakkafluß.

größeren Teil chinesischen Hafen- und Industriearbeiter Singapurs durch gemeinsame Aktionen viele Beweise proletarischer Solidarität geliefert.

Die auswärtigen Beziehungen Malaysias sind von Anfang an mit mancherlei Konfliktstoff belastet. Sowohl Indonesien als auch die Philippinen erhoben nämlich Forderungen auf einige Gebiete Nordborneos. In Djakarta proklamierte man daher unmittelbar nach der Gründung der Föderation die Politik der „Konfrontation". Störaktionen beunruhigten die Behörden in Kuala Lumpur über Jahre hinaus. Erst der Besuch des malaysischen Staatschefs Tunku Abdul Rahman in Djakarta Anfang vorigen Jahres wurde als Beginn einer neuen Etappe in den Beziehungen beider Länder gefeiert. Hauptsächlich war es wohl das beiderseitige Bestreben, sich angesichts der großen inneren Probleme von der Belastung durch äußere Spannungen zu befreien, das die Regierungen in Djakarta und Kuala Lumpur zusammengeführt hat.

Seit 1966 läuft in Malaysia ein fünfjähriger Wirtschaftsplan. In diesem Jahr mußten die im Plan vorgesehenen Investitionsausgaben gekürzt werden. Als Ursache für diese folgenschwere Entscheidung wurden von zuständiger Stelle in Kuala Lumpur der gefallene Weltmarktpreis für Kautschuk und das Ausbleiben ursprünglich erwarteter Kredite aus einigen imperialistischen Ländern angegeben. Kautschuk und Zinn sind bekanntlich die hauptsächlichen Exporterzeugnisse. Schwankungen der Weltmarktpreise auf dem von den Monopolen beherrschten internationalen Markt haben tiefgreifende Auswirkungen auf den Devisenhaushalt. Außerdem befindet sich der größte Teil der Zinnminen und Kautschukp'antagen auch heute noch im Besitz bri-



**Einst dem Urwald abgerungen, entwickelt sich Kuala Lumpur, die Hauptstadt der Föderation, immer mehr zum modernen Regierungszentrum.
Hier: Wohnhäuser in der Stadt.**

Fotos: Dr. Langer

Ein sorgenreiches Erbe erwartet die Kinder Malaysias. Am Reichtum des Landes (40 Prozent des Weltaufkommens an Kautschuk und Zinn) werden auch sie in naher Zukunft kaum teilhaben können.

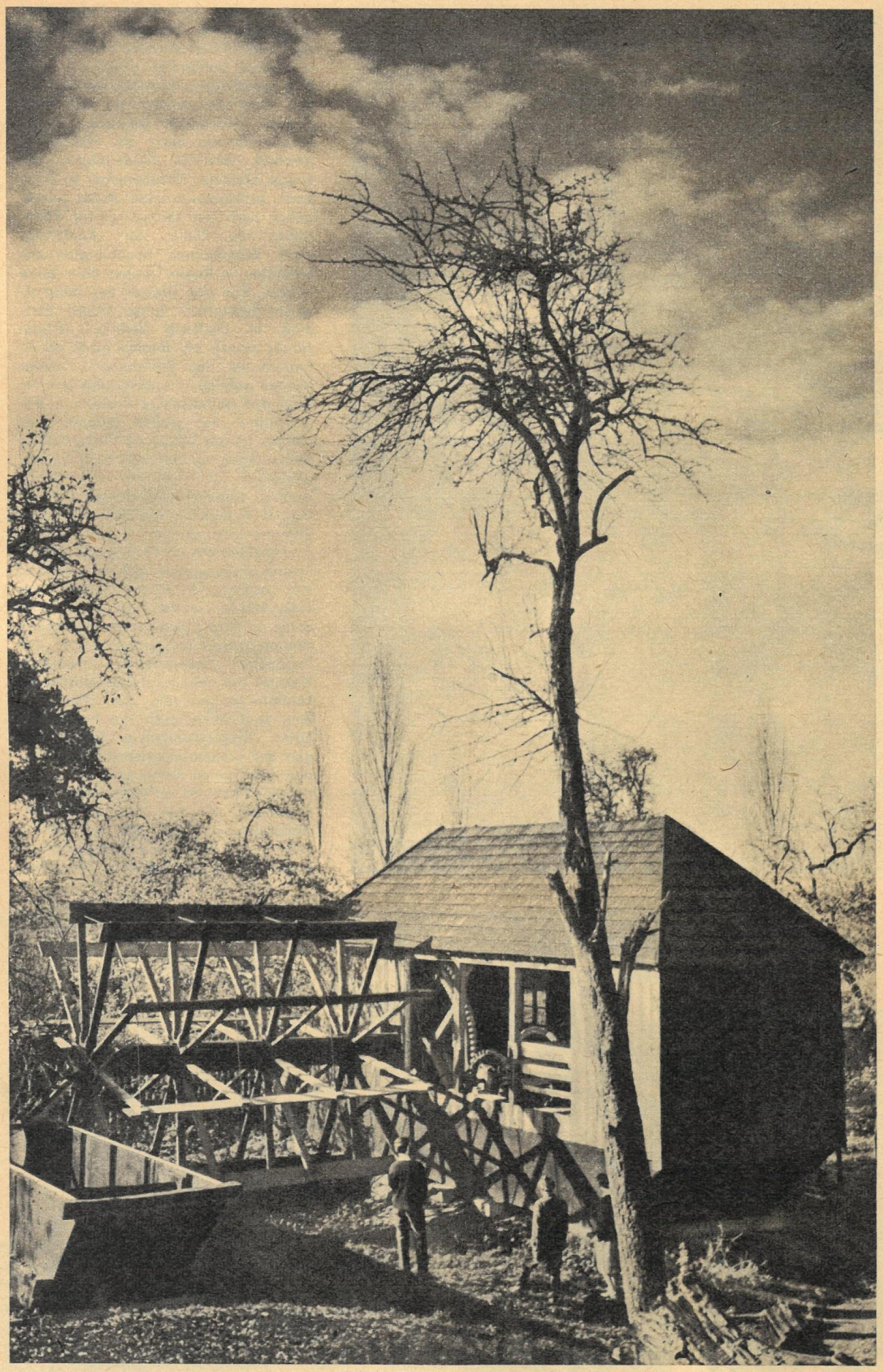
tischer Monopole. Seit einigen Jahren haben sich auch mehrere Großkonzerne aus den USA, Japan und Westdeutschland an der Ausbeutung der billigen Rohstoffe und Arbeitskräfte beteiligt.

Früchte dieser Abhängigkeit sind die permament hohe Zahl von Erwerbslosen, geringe Arbeiterlöhne und steigende Preise und Steuern. Aber Malaysias werktätige Klassen haben den Kampf um ihre vollständige nationale und soziale Befreiung niemals aufgegeben. Sicher hat dieser Druck auch dazu beigetragen, daß die Regierung Abdul Rahman sich in letzter Zeit stärker auf die Entwicklung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und anderen sozialistischen Ländern zu orientieren begonnen hat.

Hans-Victor Kreipe

VOM GESTERN
FÜR DAS MORGEN LERNEN!

Der „Findling“ von Düben

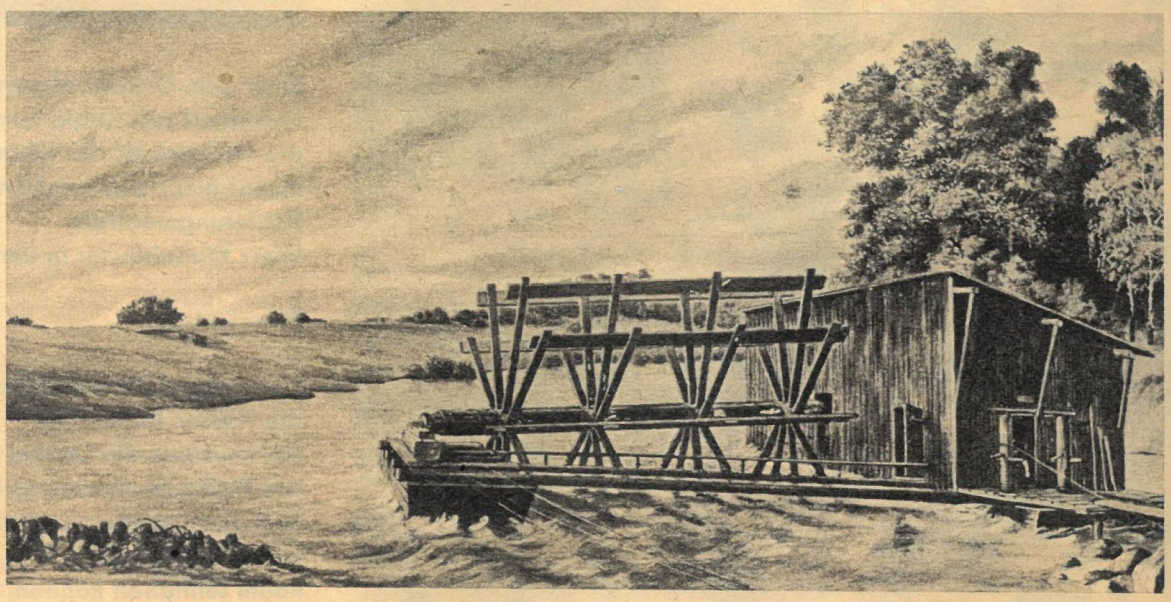


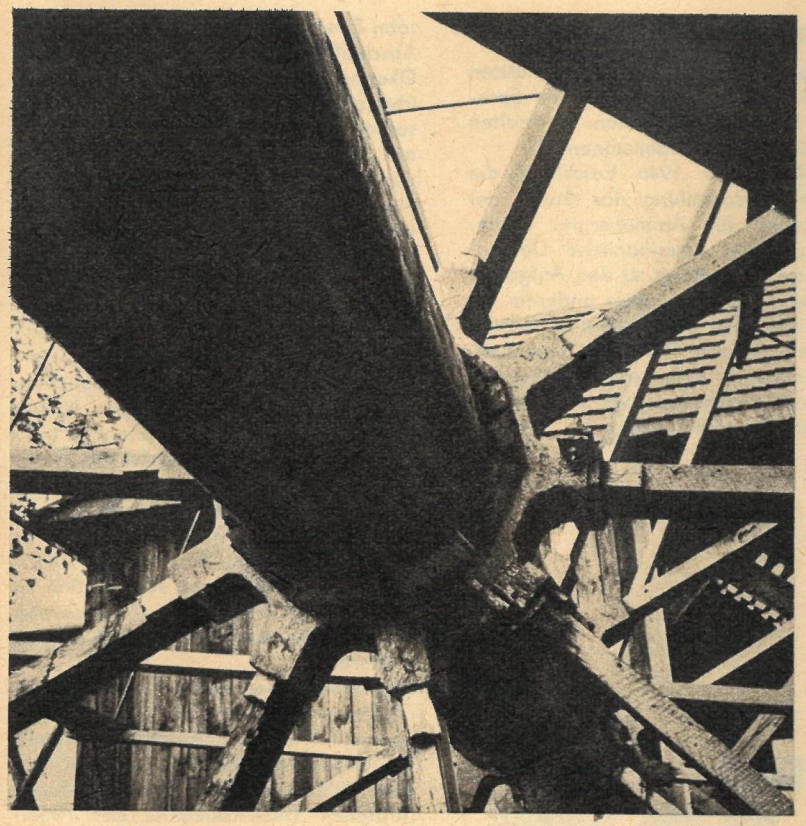
Die wieder völlig intakte Bergschiffsmühle erhält noch ein Wasserbecken unter das Schaufelrad, um den allgemeinen Eindruck einer W a s s e r m ü h l e optisch deutlicher zu machen. Sie wird Besuchern, allerdings elektrisch angetrieben, in Betrieb vorgeführt.

Modell der Dübener Mühle. Links im Foto der Streichzaun, ein Damm, der die Strömung auf die Mühle zuleitete. Wie gefährlich das Leben auf einer Schiffsmühle war, zeigt ein Beispiel aus Magdeburg. Dort riß sich 1777 bei Eisgang eine Schiffsmühle los, trieb ab, riß eine zweite Mühle aus der Verankerung und traf mit ihr mit großer Wucht auf eine Schiffsansammlung. 47 große Elbkähne, 53 Zoll- und Müllerkähne sowie 8 Schiffsmühlen versanken bei dieser Kollision in den eisigen Fluten.

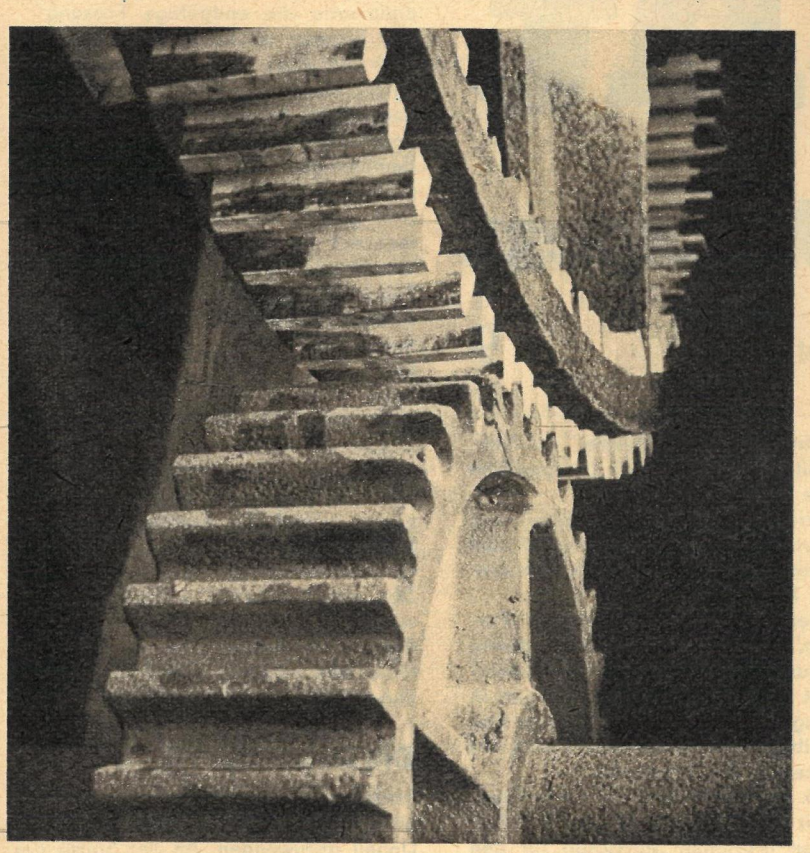
Belisar, Feldherr von Justinian I., Kaiser von Byzanz, gilt als der Erfinder der Schiffsmühle. Als er weiland im Auftrage seines Herrn Rom erobert hatte, belagerten ihn seinerseits dort im Jahre 537 die Goten. Und diese ungehobelten Klötze aus Germanien taten etwas sehr Unfeines. Sie leiteten nämlich das Wasser der Aquädukte ab, setzten Belisar aufs Trockene und die römischen Mühlen mit. Und da soll Belisar für den Tiber Schiffsmühlen erfunden haben, so ganz schnell mal nebenbei. Sicherlich hatte der alte Fuchs derartige Mühlen schon viel früher im Orient gesehen, aber dazumal wurde der Patentschutz noch recht lasch gehandhabt. So kupferte er einfach nach und sonnte sich im Glanze dieses Plagiats, das ihm keiner nachweisen konnte.

Aber mal zur Sache. Erste Erwähnungen finden Schiffsmühlen im Jahre 840 auf dem Rhein bei Straßburg. Sie zählen zu den Wassermühlen. Ihr Mahlwerk steht aber nicht fest am Ufer, sondern schwimmt. Die gebräuchlichste Art bestand aus dem Hausschiff mit dem Mahlwerk und einem Wellschiff, auf dem die Welle des einzigen, allerdings sehr großen Schaufelrades aufliegt. Beide Schiffe sind durch Balken, sogenannte

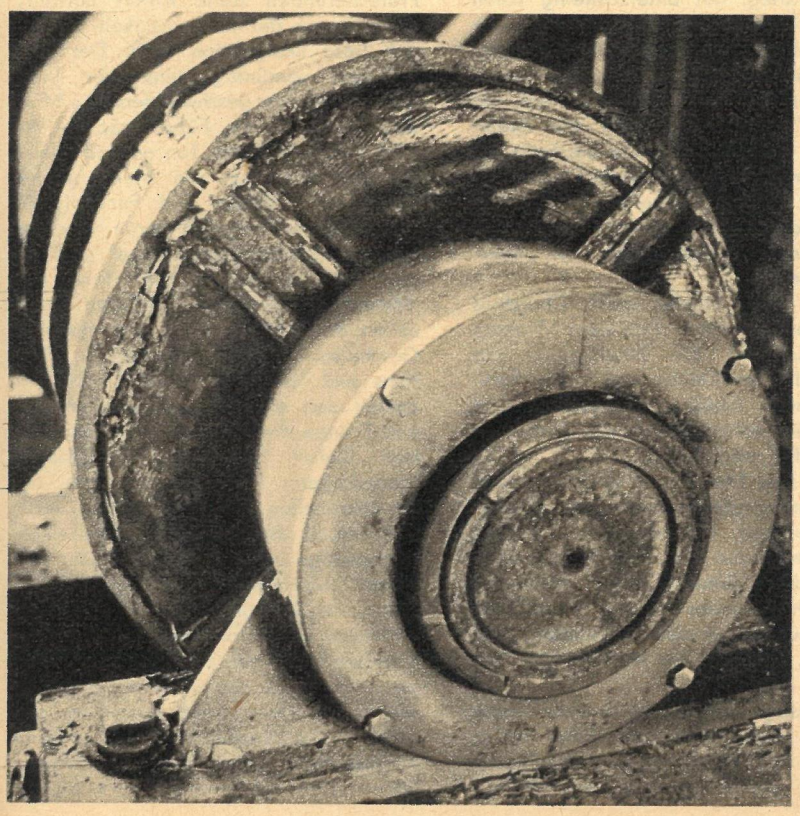




Die Restaurierung der Mühle verlangte einen neuen Wellbaum. Er mußte nicht nur 10 Meter lang sein, sondern auch eine ganz bestimmte Stärke aufweisen.
Nach monatelangem Suchen fand man eine über 200 Jahre alte Kiefer, deren Stamm die hochgeschraubten Erwartungen erfüllte.



Während ganz früher die Zahnräder völlig aus Holz bestanden, ging man später wenigstens teilweise zu Eisenrädern über oder bestückte Eisenkränze mit Holzzähnen. Das war notwendig aus Gründen der Gewichtseinsparung und auch wegen des ruhigeren Laufes.



Heißlaufende Lager bildeten eine akute Brandgefahr. Auf den hölzernen Schiffsmühlen wurden selbst im Winter keine Öfen aufgestellt.
Wegen des ständigen „Seegangs" mußten alle Kleinwerkzeuge an dünne Stricke gebunden werden, damit man sie mühelos wieder auffischen konnte.
Die Chroniken erzählen von vielen Müllergesellen, die von der schaukelnden Mühle über Bord gingen und elendiglich ertranken.

Fotos: Friedemann

Spannbäume, miteinander verbunden. Es waren hauptsächlich Getreidemühlen, aber auch Säge- und Papiermühlen oder Stampf- und Rührwerke. Über Jahrhunderte hinweg wurden auf fast allen größeren europäischen Flüssen derartige Mühlen betrieben. Ihr Räderwerk war aus dem Holz der Weißbuche oder der Robinie gefertigt und wurde mit Wachs geschmiert.

Die Arbeit auf Schiffsmühlen war gefährlich. Eisgang, Hochwasser und Feuer (heißgelaufene Lager) bedrohten Mühle und Müller. Außerdem mußten die Mühlen so weit wie möglich in die Strömung gebracht werden zur Erhöhung der Laufgeschwindigkeit. Streichzäune, die das Wasser der Mühle zuleiteten, leisteten dabei oft gute Dienste.

Im sächsischen Raum finden Schiffsmühlen um 1363 erste urkundliche Nennung. 1721 waren zwischen Dresden und Wittenberg 84 derartige Mühlen in Betrieb, 1769 noch allein 10 auf der Mulde, die besonders günstige Strömungsverhältnisse aufweist (mittlere Elbe ein Meter Gefälle auf 5100 Meter Länge, Mulde bei Düben ein Meter Gefälle auf 1000 Meter Länge). Aber schon 1837 vermeldet das Königreich Sachsen nur noch 15 Schiffsmühlen insgesamt, und 1923 notieren Fachleute die Stillegung der letzten deutschen Schiffsmühle auf dem Rhein bei Worms.

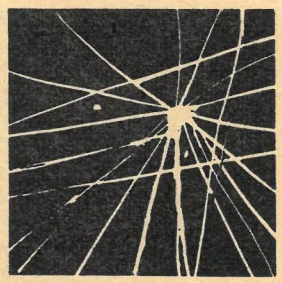
Aber den Experten war in aller Heimlichkeit ein Schnippchen geklappert worden. Erst im Jahre 1952 – es erregte Aufsehen, als hätte man einen lebenden Dinosaurier gefunden – merkte man, daß auf der Mulde bei Bad Düben noch immer lustig eine Schiffsmühle werkelte. Sie mahlte Getreide und erzeugte Strom, und nicht einmal mit schlechtem Nutzeffekt. Erst das Hochwasser von 1954 und verschiedene andere äußere Umstände führten zu langsamem Verfall und sorgten dafür, daß die Mühle „landfällig" wurde, versandete. Der Dübener Bergschiffsmühle drohte nun das gleiche unrühmliche Ende wie Tausenden anderen Schiffsmühlen vor ihr.

Diese letzte deutsche Schiffsmühle, einen Zeitgenossen Michael Kohlhases, erhalten zu haben ist das Verdienst des Amtes für Denkmalspflege in Dresden und des Landschaftsmuseums in Bad Düben, das die Bergung besorgte. Die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik stellte 20 000 Mark zur Restaurierung des kostbaren Veteranen zur Verfügung, der auf seine alten Tage sogar noch einen Überlandausflug bis zur Dübener Burg machte, weil der Wassertransport zu gefährlich erschien. Viel aufopferungsvolle Arbeit war notwendig, ehe sich am 6. Oktober 1967 das Schaufelrad der geretteten Mühle, nunmehr elektisch angetrieben, zum ersten Male wieder drehen konnte. Die Bergschiffsmühle hat im Garten der Burg von Bad Düben, wo übrigens 1532 die Kohlhaseschen Händel begannen, ihren Ruheplatz gefunden als ein Zeuge der Kenntnisse und Fertigkeiten derer, die vor uns waren. In ihrem System weit über tausend Jahre alt, vermittelt sie noch heute ein anschauliches Bild von technischer Weitsicht und überlegter Nutzung der Naturkräfte. Und gerade das macht uns die Technikveteranen in der Periode der wissenschaftlich-technischen Revolution so überaus wertvoll. Die Geschichte und die historische Betrachtungsweise liefern praktisch wirksame Einsichten und fördern die Fähigkeit, Vorstellungen über noch ausstehende Entwicklungen der Technik, der Wissenschaft und ihrer Wechselbeziehungen mit dem übrigen gesellschaftlichen Leben zu beurteilen.

Eberhard Kottwitz

Die Bergschiffsmühle in Zahlen

Hausschiff: 10,5 Meter Länge, 4 Meter Breite
Wellschiff: 10,5 Meter Länge, 2 Meter Breite
Quadratisch angelegt, etwa 150 m² auf dem Wasser
Welle Schaufelrad: 10 Meter Länge
Schaufelrad: 6 Meter Länge, 5 Meter Durchmesser
Antriebsrad (Holzzähne): 3,5 Meter Durchmesser
Getrieberad (Eisen): 1 Meter Durchmesser
Übersetzungsrad (Holzzähne): 1,75 Meter Durchmesser
Getrieberad (Eisen): 0,5 Meter Durchmesser
Getrieberad (Riemenscheibe): 1,75 Meter Durchmesser
Übertragung: kleine Riemenscheibe, 0,75 Meter Durchmesser
Ursprüngliche Lage: etwa 2 Kilometer von Bad Düben muldeabwärts. Existierte vermutlich schon vor dem 30jährigen Krieg. Gehörte dem Alaunbergwerk, daher der Name Berg(werks)schiffsmühle.
Ab 1785 Lageort in ständiger Veränderung.
Ab 1923 Mahlhaus am Ufer, Mahlbetrieb und Stromerzeugung. In Betrieb bis 1954.
Ab 6. Oktober 1967 betriebsfähiges technisches Denkmal im Burggarten Bad Düben.



Licht aus dem Unsichtbaren

TATSACHENBERICHT
VON DR. CHRISTIAN HEERMANN

9

„Operation Papierklammer"

„Denkt nicht an eure Kinder! Beiß ihn! Reiß ihm die Haare aus! Beiß ihn! Brich ihm die verdammten Knochen!" Laut gellen diese Schreie durch die Halle. Dann ein minutenlanges Pfeifkonzert, hektisches Trampeln, dazwischen Rufe nach einem Arzt. Einer der Catcher liegt bewußtlos im Schlamm. Sein Gegner ist zu weit gegangen, die Anfeuerungsrufe haben ihn einige „Regeln" seiner Zunft vergessen lassen.
Wer sind die fanatisierten Schreier?
Es sind Menschen, denen im allgemeinen nüchternes Denken nachgesagt wird – Physiker. Allerdings Physiker in Los Alamos. Sie reagieren sich ab, entladen die aufgestaute tierische Angriffslust.
Wenige hundert Meter entfernt wird auf andere Art „abreagiert": Physiker verrenken ihre Glieder im Rhythmus der heißen Klänge einer Jazzband. Auch dort ohrenbetäubendes Geschrei, wenn die Band eine Pause riskieren will.
Wem solche Behandlung nichts hilft, der wird am folgenden Tag von Dr. John Warkentin, Psychiater in Los Alamos, untersucht.
Jazzband, Catchergruppe und Psychiater waren von Norris Bradbury, dem Nachfolger Robert Oppenheimers in Los Alamos, bestellt worden. „Oppie" war im Oktober 1945 zurückgetreten, um sich in Princeton der Grundlagenforschung zu widmen. Diese Entscheidung löste nach seinem vorangegangenen Agieren für einen Verbleib aller Mitarbeiter in der Atomstadt zunächst allgemeine Verwunderung aus. Restlos geklärt wurden die Gründe für den Rücktritt nie. Der Einfluß Oppenheimers auf die amerikanischen Atompläne jener Zeit war jedenfalls nicht geringer geworden. Er galt als „graue Eminenz" des Außenministeriums und des Pentagons, übte dort Beraterfunktionen aus und war Mitglied in etwa dreißig verschiedenen Ausschüssen. Vielleicht gab sein Wunsch nach dem Nobelpreis, den er in Los Alamos niemals erhalten konnte, den Ausschlag für den Wechsel nach Princeton?
Das Motiv sei dahingestellt. Oppenheimers Rücktritt in Los Alamos jedenfalls war für alle, die die mit den neuen Atomgesetzen verbundenen Gefahren sahen und des Lebens unter Geheimdienstaufsicht überdrüssig waren, der Anlaß, die Stadt auf dem Hügel zu verlassen. Die von Los Alamos ins Tal führenden Straßen wurden von Möbeltransporten und mit Souvenirs geschmückten Wagen beherrscht. „Meine erste Mannschaft ist fortgegangen", lamentierte General Groves, „die zweite spielt nicht mehr." Um den Rest von Los Alamos – er war nicht unbeträchtlich – in guter Stimmung zu halten, rief Bradbury die Geister, die er sobald nicht mehr los werden sollte.
Norris Bradbury war Professor der Physik, gleichzeitig auch Reserveoffizier der Navy. Noch vor seiner Ernennung hatten bei Albuquerque, einem Städtchen in der Nähe von Los Alamos, die Bauarbeiten für eine neue Atombombenfabrik begonnen. Dort sollten die Massenvernichtungswaffen am Fließband produziert werden.
Um die personellen Lücken zu schließen, starteten die amerikanischen Besatzungsstreitkräfte in Deutschland die „Operation Paperclip". Die Militärpolizei spürte die Mitarbeiter der Forschungsabteilungen der faschistischen Ministerien und des „V-Waffen-Projektes" auf, die dann im Zuge der „Operation Papierklammer" in die USA „importiert" wurden. Die Zeiten, in denen die Parole „No Fraternisation" (keine Verbrüderung) galt, waren endgültig vorbei. Die Naziwissenschaftler und Wehrwirtschaftsführer avancierten zu willkommenen Gehilfen der amerikanischen Atomaufrüstung. Zahlreiche amerikanische Wissenschaftler und ihre nach 1933 aus Deutschland vertriebenen Kollegen protestierten vergeblich.

Die Bombenproduktion lief auf Hochtouren. Fortschrittliche amerikanische Wissenschaftler und die Friedenskräfte in aller Welt erhoben immer dringlicher den Ruf nach internationalen Verhandlungen über die Kontrolle und friedliche Nutzung der Atomenergie. Die amerikanische Regierung mußte diesen Forderungen auf irgendeine Weise entsprechen. Präsident Truman beschloß, den wohl größten Bluff seiner Amtszeit zu starten. Plötzlich war er zu internationalen Verhandlungen bereit!

Der Sowjetunion wollte er jedoch nicht allein gegenübertreten. Deshalb suchte er Rückendeckung bei zwei Staaten, die in begrenztem Maße zu Teilhabern der Bombe geworden waren. In England hatten schon 1939 in kleinerem Umfange vorbereitende Arbeiten begonnen. Im Jahre 1942 einigten sich Churchill und Roosevelt, alle Kapazitäten in den USA zu konzentrieren. England war also in gewissem Sinne Mitwisser des „Geheimnisses". In geringerem Maße galt das auch für Kanada. Das Land war im Kriege mit den USA durch ein „Gemeinsames Komitee für Verteidigungsproduktion" und durch einen „Vereinigten Stab" verbunden, und das Uran für die amerikanischen Bomben kam zu einem großen Teil aus Kanada.
Am 15. November 1945 veröffentlichten Präsident Truman und die Premierminister Attlee und Mackenzie King eine gemeinsame Erklärung: Da die friedliche Nutzung der Atomenergie auf dem gleichen Prinzip wie die Bombe beruhen würde, könne man so lange keine öffentliche friedliche Nutzung betreiben, bis ein Kontrollsystem geschaffen sei. Um das zu erreichen, schlage man die Bildung einer UNO-Kommission für Atomenergie vor.
Die amerikanische Abstimmungsmaschine in der UNO funktionierte zu jener Zeit störungsfrei. Dort würde man, so wußte Truman, die Dinge in der eigenen Hand behalten. Der Bluff mit der UNO konnte beginnen.
Die „New York Harald Tribune" sah die Dinge in rechtem Licht und kommentierte die Erklärung der drei Regierungschefs mit den Worten: „Großbritannien und die Vereinigten Staaten haben nicht als Treuhänder der schrecklichen Waffe gehandelt, sondern haben die Neigung gezeigt, sie als einen Trumpf zu betrachten, geeignet, das Gleichgewicht der Kräfte in entscheidender Weise zu ihren Gunsten zu verändern."

Startschuß aus Fulton

Zur Durchsetzung ihrer Ziele benutzten die amerikanischen Politiker zwei Sprachen. Brutale Offenheiten wechselten mit säuselnden Friedenstönen ab.
Am 24. Januar 1946 beschließt die UNO-Vollversammlung das Statut der Kommission für Atomenergie. Pathetisch gibt die amerikanische Delegation ihre Zustimmung zu den Aufgaben der Kommission, die unter anderem die Erarbeitung von Vorschlägen zu folgenden bedeutsamen Problemen vorsahen:
– Umfassender wissenschaftlicher Informationsaustausch zwischen allen Nationen für friedliche Zwecke.
– Kontrolle der Atomenergie, „um ihren ausschließlichen Gebrauch für friedliche Zwecke sicherzustellen".
– „Herausnahme der Atomwaffen und aller anderen Massenvernichtungsmittel aus dem Rüstungsprogramm der einzelnen Nationen."
Mit der Zustimmung zu diesem Programm, so glaubte die amerikanische Regierung, habe man der Weltöffentlichkeit zunächst einmal genug Sand in die Augen gestreut. Gedeckt durch dieses Alibi, wird jetzt die alte Politik mit verteilten Rollen fortgesetzt.
Am 15. März 1946 gibt Winston Churchill mit seiner berüchtigten Rede in Fulton den offiziellen Startschuß für den kalten Krieg, der unterschwellig schon längst begonnen hatte. Er agiert für einen britisch-amerikanischen Militärpakt mit den Worten: „Auf die Russen wirkt am meisten das Argument der Stärke." Ein Verzicht auf die Atombombe „wäre ein verbrecherischer Wahnsinn", sagte er wörtlich. Churchill erfindet für den kalten Krieg auch das entsprechende Vokabular und prägt unter anderem den Begriff vom „Eisernen Vorhang".
Genau eine Woche nach Churchills Brandrede fordert Präsident Truman vom Kongreß die Bewilligung von 400 Millionen Dollar, um „eine kommunistische Gefahr abzuwenden". In aller Eile sollen vollendete Tatsachen geschaffen werden.
Als im Juni 1946 die UNO-Kommission für Atomenergie zu ihrer ersten Sitzung zusammentritt, legt ungeachtet dessen der sowjetische Vertreter Andrej Gromyko den „Entwurf eines internationalen Abkommens für das Verbot der Herstellung und der Anwendung von Waffen, die auf der Atomenergie basieren", vor.
Der heutige sowjetische Außenminister war im Jahre 1909 als Sohn armer Bauern in Gromyki bei Gomel geboren worden, in einem Dorf, in dem acht von zehn Einwohnern Gromyko hießen. Nach Abschluß des Studiums der Politischen Ökonomie wurde er auf Grund seiner überragenden Fähigkeiten zum Professor an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR ernannt. Im Alter von nur vierunddreißig Jahren übernahm er die Funktion des Botschafters in den USA. „Dieser Mann ist ein Novum in unserer Diplomatie", sagte Präsident Roosevelt, als Gromyko sein Beglaubigungsschreiben überreicht hatte. Seine konsequente Standfestigkeit, glänzende Kenntnisse auf vielen Gebieten, perfekte Beherrschung der englischen Sprache und schlagfertiger Humor machten den jungen Diplomaten bald zu einer populären Persönlichkeit in der amerikanischen Hauptstadt. Im Jahre 1946 vertrat er sein Land im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen. Der von ihm vorgelegte Plan sah vor, Herstellung und Besitz von Atomwaffen zu verbieten, die Vorräte zu vernichten und diese Maßnahmen international zu kontrollieren.
Die Amerikaner stellten diesem vernünftigen Vorschlag den „Baruchplan" gegenüber. Die Grundzüge hatte Robert Oppenheimer entworfen, und der fast achtzigjährige Bernard Baruch gab der offiziellen Geburtsurkunde der Atomdiplomatie die endgültige Fassung:
Alle Staaten sollen abrüsten, und die USA behalten ihre Atombomben so lange, bis sie den Frieden für gesichert betrachten! An dieser unannehmbaren Forderung scheiterten zu jener Zeit alle Bemühungen um internationale Entspannung.
Daß gerade der Wallstreet-Mann Baruch mit der Formulierung des Planes beauftragt wurde, war symptomatisch. Seit Wilsons Zeiten war er Berater aller amerikanischen Präsidenten. Er prägte Aussprüche, die er für recht geistvoll hielt. Zum Beispiel: „Wenn du Erfolg haben willst, so wende dich in die Richtung, aus der Säbelrasseln kommt." Oder: „In Kriegszeiten erscheint der Frieden als etwas Großartiges, aber er wird fast etwas Verabscheuungswürdiges, sobald die Feindseligkeiten zu Ende sind."
Ein Kommentar dazu ist überflüssig!
Der amerikanische „Abrüstungsplan" wurde begleitet vom Donnern neuer Atombombenversuche. Im Juli 1946 ertönte das moderne Säbelrasseln über dem Bikiniatoll in der Südsee.

Die Stunde des FBI

Zahlreiche Wissenschaftler hatten noch einmal versucht, das neue drohende Unheil abzuwenden. An der Spitze der Protestierenden stand Albert Einstein. Doch wegen der Erfolglosigkeit machte sich bald Resignation breit. Der Einfluß der vernünftig denkenden Wissenschaftler war geschwunden. Die Militärs rückten in die Führungsspitze der USA auf, gaben den Ton an und scherten sich nicht um die Meinung der „crackpotts". Presse und Funk ließen eine Ente nach der anderen von der „kommunistischen Bedrohung" aufsteigen und vernebelten die Hirne der Menschen. Rührige Geschäftsleute sahen die große Chance und machten Geschäfte. Bars und Wäschereien, Parfüms und Unkrautvertilgungsmittel bekamen den magischen Zusatz „Atom" und lockten die Kunden. Den makabersten Einfall hatte der französische Modeschöpfer Louis Reard: Nach der amerikanischen Testserie über dem Südseeatoll fabrizierte er zweiteilige Badeanzüge und nannte sie „Bikini".
Albert Einstein stellte 1947 resignierend fest: „Die Öffentlichkeit wurde über die Gefahren des Atomkrieges aufgeklärt, aber sie hat nichts dagegen unternommen, ja sogar die Warnung so weit wie möglich aus ihrem Gewissen verdrängt." Die Möglichkeiten der Wissenschaftler zum Protest waren beschränkt. Schon Ende 1946 wurden auch außer-

halb der Atomstädte in vielen Instituten etwa 90 Prozent aller Arbeiten von den Militärs finanziert. In einer vergifteten Atmosphäre der Geheimniskrämerei breitete sich Mißtrauen aus, und die ersten Vorboten des McCarthyismus tauchten auf.

Am 21. März 1947 verkündete Präsident Truman den „Loyalitätsbefehl": Die Regierungsbeamten, und dazu zählten auch alle in den staatlichen Instituten und Laboratorien tätigen Atomforscher, wurden auf ihre politische Zuverlässigkeit überprüft.

Die große Stunde des FBI war gekommen. Langohrige G'men gehörten bald zum alltäglichen Bild der Institute. Verhöre, Schmähungen und Entlassungen schufen ein beklemmendes Klima. Unbedeutende persönliche Zwistigkeiten weiteten sich zu Denunziationen aus. Die Zahl der Selbstmorde stieg an.

Solcherart bereitete die US-Regierung das innerpolitische Terrain für die weiteren außenpolitischen Ziele vor. Die Maßnahmen der USA und der UdSSR in jenen Jahren lassen nichts an Deutlichkeit über die Unterschiede in der Politik eines imperialistischen und eines sozialistischen Staates missen. Dem Vorschlag Gromykos vom Juni 1946 folgten in der UNO bis 1949 mehr als fünf weitere sowjetische Pläne zum kontrollierten Verbot der Atomwaffen. Jedesmal setzten die USA ihre unannehmbaren Forderungen entgegen: Erst Kontrolle, dann Abrüstung der anderen Länder. Die USA behalten ihre Atombomben und garantieren damit Abrüstung und Frieden! Wie sie sich diese Garantie vorstellten, bewiesen sie mehrere Male. Als am 18. Mai 1948 in Moskau sowjetisch-amerikanische Verhandlungen begannen, lieferten dazu drei amerikanische Testbomben über dem Eniwetok-Atoll die Begleitmusik. Die Erpressung mißlang.

Der sowjetische Außenminister hatte schon 1947 erklärt, daß die Sowjetunion die Atombombe besitzt. Für die USA war das kein Anlaß, den Weg der Verständigung zu beschreiten.

Im Jahre 1949 spitzte sich die internationale Lage gefährlich zu. Am 6. April erklärt Präsident Truman: „Ich bin bereit, die Atombombe für den Frieden der Welt einzusetzen." Zwei Tage später wird der gegen die Sowjetunion gerichtete aggressive Nordatlantikpakt unterzeichnet. Die Antisowjethetze nimmt solche Ausmaße an, daß selbst höchste Repräsentanten amerikanischer Politik nicht mehr zwischen Propagandahysterie und Wirklichkeit unterscheiden können. Mit dem Schrei „Die Rote Armee ist gelandet!" springt am 22. Mai 1949 Kriegsminister James V. Forrestal aus einem Fenster im 16. Stockwerk eines Sanatoriums. Führende Militärs diskutieren offen die Möglichkeit eines „Präventivkrieges" gegen die Sowjetunion. Der bekannte Publizist Kingsbury Smith berichtet über Äußerungen „eines der berühmtesten amerikanischen Militärbefehlshaber", der jedoch namentlich ungenannt bleiben wollte: „Moskau wird eines der ersten Ziele unseres Atomangriffs sein ... Die Sachverständigen schätzen, daß die schnelle Zerstörung Moskaus durch die Atombombe drei Millionen Opfer fordern wird. Zu den anderen der Atombombe vorbehaltenen Zielen gehören Leningrad, Stalingrad, die Industrie des Urals und die Erdölquellen des Kaukasus."

Die kriegslüsternen Hysteriker bedürfen einer Ernüchterung, und so entschließt sich die Sowjetunion im Spätsommer des Jahres 1949, ihre erste Testbombe zu zünden. Am gleichen Tage, an dem TASS eine entsprechende Erklärung veröffentlicht, schlägt der sowjetische Außenminister der UNO-Vollversammlung eine Resolution vor:

Das bedingungslose Verbot der Atomwaffen unter strenger internationaler Kontrolle soll durch einen Friedenspakt zwischen den Großmächten ergänzt werden.

Die erste Antwort gibt der amerikanische Generalstabschef Omar Bradley: „Keine Änderung in unseren grundlegenden militärischen Plänen." Der weitere Weg der USA ist damit abgesteckt – ein Weg, der durch zwei Verbrechen gezeichnet ist.

Das Fiasko der amerikanischen Atompolitik war perfekt. Jetzt stand endgültig fest, daß es kein amerikanisches Atommonopol mehr gab. Alle Pläne, die Sowjetunion militärisch oder diplomatisch in die Knie zu zwingen, waren gescheitert.

Außenminister Andrej Gromyko: Seit 1946 unterbreitete er ständig neue sowjetische Vorschläge zum kontrollierten Verbot der Atomwaffe.

Telefone blieben unberührt

Eine der Grundthesen der imperialistischen Propaganda bezog sich auf die unbegrenzte Überlegenheit amerikanischer Wissenschaft und Technik gegenüber der Leistungsfähigkeit des Sozialismus. Diese Fiktion sollte vor der Weltöffentlichkeit und vor dem amerikanischen Volk aufrechterhalten werden. Die Apologeten des Imperialismus kreierten die größte Lüge: „Die Sowjets haben unser Atomwaffengeheimnis gestohlen."

Die Suche nach geeigneten Opfern, denen die „Atomspionage" unterstellt werden sollte, begann. Sie dauerte bis zum 16. Juni 1950: Ethel und Julius Rosenberg wurden verhaftet, das erste Verbrechen konnte beginnen.

Die hysterische Atomspionitis paßte noch aus anderem Grunde gut in die politische Landschaft der USA: Neun Tage nach der Verhaftung von Ethel und Julius Rosenberg begann die Aggression in Korea.

Um einen wirkungsvollen Prozeß zu inszenieren, kaufte das FBI zwei „Kronzeugen". Einer, David Greenglass – der Bruder von Ethel Rosenberg –, sagte aus, er habe Julius Rosenberg eine Skizze (!) für die Herstellung der Atombombe gegeben. Diese Skizze wurde später in amerikanischen Zeitungen veröffentlicht, und Experten bezeichneten sie als „kindische, wertlose Krakelei". Greenglass, der in Los Alamos als Mechaniker arbeitete und dort einen kleinen Diebstahl begangen hatte, war vom FBI erpreßt worden: Entweder für lange Zeit ins Gefängnis oder Aussage gegen die Rosenbergs! Er entschloß sich für die Preisgabe seiner Schwester.

Greenglass und der andere Kronzeuge, Harry Gold, erzählten Geschichten, wie sie sonst nur in drittklassigen Kriminalromanen vorkommen: Als Erkennungszeichen für geheimnisvolle „sowjetische Kuriere" habe man die zwei Teile einer zerrissenen Pappe von einer Puddingschachtel verwendet.

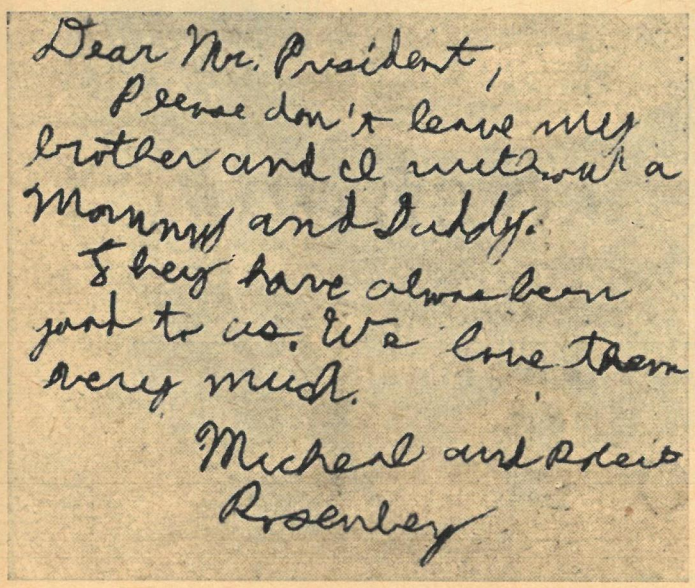
Ethel und Julius Rosenberg blieben standhaft. Vor die Wahl gestellt, entgegen ihrer Unschuld einen Verrat zu gestehen oder zu sterben, entschieden sie sich für ihre Ehre. Auch die Telefone mit Direktverbindung zur FBI-Zentrale, die auf Anweisung Eisenhowers in die beiden Todeszellen des Zuchthauses Sing Sing gestellt worden waren, konnten sie in der Stunde vor der Hinrichtung nicht zur Lüge verführen. Ungeachtet millionenfacher Proteste aus aller Welt mußten Ethel und Julius Rosenberg am 20. Juni 1953 auf dem elektrischen Stuhl sterben. Zehn Jahre später wurden neue Beweise ihrer Unschuld bekannt. Am 6. Februar 1963 stellte ein Washingtoner Berufungsgericht fest, die Rosenbergs hätten, wenn sie noch lebten, ein Recht auf Wiederaufnahme des Verfahrens.

Der feige Mord an Ethel und Julius Rosenberg verfehlte die von der imperialistischen Propaganda erhoffte Wirkung gründlich. Das Gegenteil trat ein. Das amerikanische Volk wurde aus der Lethargie gerissen, erhob machtvollen Protest gegen das Verbrechen an den Unschuldigen und erkannte immer deutlicher die wahren Ziele der Atompolitik der Washingtoner Regierung.

Das gesunkene Prestige der amerikanischen Wissenschaft konnte nicht aufpoliert werden. Kurz nach der Hinrichtung der Rosenbergs mußten zwei führende Mitarbeiter der US-Atomenergiekommission, der Exekutivsekretär Dr. Lapp und der Leiter des Klassifizierungsamtes, Dr. Beckerley, zugeben, daß es wissenschaftlich völlig unmöglich ist, irgendwelche „Atombombengeheimnisse" zu verraten, da „Atom- und Wasserstoffbomben keine Dinge sind, die gestohlen und in Form von Informationen übermittelt werden können". Der schwere Schlag, den die amerikanische Atompolitik im Spätsommer des Jahres 1949 hinnehmen mußte, zog noch ein zweites Verbrechen nach sich: Die Rufer nach der „Super" setzten sich durch.

Fortsetzung folgt

Die Bitte der kleinen Rosenbergs,
ihnen Mutti und Vati
nicht zu nehmen,
rührte Präsident Eisenhower nicht.
Ein letztes Mal umarmen
sich Ethel und Julius Rosenberg,
bevor sie auf dem elektrischen Stuhl sterben.



WOCHENEND 16 magazin

E. Manuel

Der kleine Saurier

„Heute bist du dran", sagte meine Frau, nahm ein Buch und setzte sich gemütlich an den Ofen.

Ich ging mit unserer Tochter Röschen ins Kino zur Kindervorstellung. Sie hätte auch allein gehen können, aber sie nahm sich immer vorsichtshalber jemand von uns mit. Wenn es nämlich hier und da einmal ihrer Meinung nach graulich wurde, hatte sie Hemmungen, allein den dunklen Zuschauerraum zu verlassen. Außerdem brauchte sie einen Erwachsenen, der sie dann trösten mußte.

„Ihr findet immer die besten Argumente", behauptete sie. So hatten wir, meine Frau und ich, uns den Dienst genau eingeteilt.

Der Film war ausgezeichnet. Heute kam auch ich auf meine Kosten. Röschen fand ebenfalls alles großartig. Die Handlung entführte uns in die Urzeit und machte uns alles anschaulich, worüber wir bisher nur etwas in Büchern gelesen hatten. Lediglich an einer Stelle wurde es kritisch. Da kämpften zwei Saurier, zwei Riesenkriechtiere der Vorzeit, miteinander. Ein kleiner Saurier und ein großer, ausgewachsener; Röschens Sympathie lag naturgemäß bei dem kleinen.

Wir hatten uns beide schon erhoben und strebten dem Ausgang zu, weil wir dem kleinen Tier (das für unsere heutigen Begriffe aber immerhin noch ansehnlich war) keine Chance mehr einräumten. Röschen verfolgte im Gehen den Zweikampf jedoch noch mit einem Auge, hielt mich plötzlich zurück und verkündete: „Wir bleiben noch! Der große Saurier ist schon hin!"

So war es. Der kleine Bursche hatte gesiegt, und da nichts „Schlimmes" mehr passierte, blieben wir bis zum Schluß.

Beglückt erzählten wir meiner Frau, wie schön es gewesen war und welche Kenntnisse wir gewonnen hatten.

„Dann achte bitte darauf, daß Röschen bald ins Bett geht", sagte meine Frau, „ich muß schnell einmal zur Kollegin Hilde hinüber. Ihr könnt euch ja noch derweil über den Film unterhalten."

Als Röschen mir den Gutenachtkuß gegeben hatte, löschte ich das Licht, schloß die Tür und setzte mich nebenan ins Wohnzimmer. Mich beschäftigte noch ein Problem, das ich morgen auf der Arbeitsstelle lösen mußte.

Ich hatte gerade begonnen, den Vorgang mit Hilfe von Bleistift und Papier zu entwickeln, da klopfte es an der Wand und Röschen rief: „Papa!" Ich ging ins Schlafzimmer und fragte: „Was ist, mein Kind?"

„Ich fürcht' mich, Papa!" flüsterte Röschen. „Laß bitte die Tür auf! Der kleine Saurier ist bei mir..."

„Unsinn, Röschen!" erklärte ich. „Die Tür bleibt zu. Saurier gibt es nur noch im Film. Außerdem paßt er gar nicht hier ins Zimmer."

„Doch!" versicherte Röschen. „Wenn es dunkel ist, seh' ich ihn ganz genau. Den Kopf hat er hier am Fenster im Sessel und blinzelt. Der Körper streckt sich durchs ganze Zimmer bis zur Tür, und der Schwanz kommt wieder zurück bis unter mein Bett."

Gegen eine so detaillierte Angabe war ich machtlos. Außerdem kannte ich Röschen genau. Niemals würde es gelingen, ihr den Saurier aus dem Zimmer zu reden. Meine Frau hätte da vielleicht mehr Erfolg gehabt. Aber die Tür, so hatten wir abgemacht, sollte prinzipiell nicht offenbleiben. Ich verfiel daher auf eine andere pädagogische Taktik und malte Röschen mit bewegenden Worten aus, wie auch dieses Tier Rücksicht und Schlaf in einem dunklen Raum verdiene, vor allem nun, da es nach dem Kampf doch wahrscheinlich mitgenommen und geschwächt sei. Gewiß habe es ihr Mitleid bemerkt, sei deshalb zu ihr ins Zimmer gekommen und gedenke nun, durch Röschen behütet, einen erquickenden Schlaf zu tun. Und morgen früh werde es mit dankbaren Erinnerungen an ein kleines Mädchen im Herzen wieder in sein Saurierland zurückgekehrt sein.

So und in ähnlicher Weise bemühte ich mich eine Zeitlang, bis Röschen überzeugt und wohlwollend nickte. Ich atmete auf, gab ihr noch einen Kuß und schloß wieder die Tür.

Als ich mich, befriedigt über meine pädagogischen Eingebungen, im Wohnzimmer niedergelassen hatte und mich erneut dem harrenden Problem näherte, da klopfte es an der Wand, und Röschen rief: „Papa!"

Diesmal ging ich energischer ins Schlafzimmer und fragte unduldsamer: „Was gibt es denn nun wieder, Röschen?"

„Papa", flüsterte Röschen, und ihr Stimmchen war zart und voller Rührung, „du mußt die Tür diesmal gewiß auflassen..."

„Warum?"

„Der kleine Saurier muß nachts doch auch mal 'raus... und mein Töpfchen ist viel zu klein." –

Es war für mich nachher nicht leicht, meiner Frau deutlich zu machen, warum ich die Tür hatte offenlassen müssen. Ich sprach lange über logische Folgerichtigkeit in besonderen Situationen.

Sie sah mich nur mitleidig an und lächelte schwach.

Nächsten Sonntag ist jedenfalls sie wieder dran.

Illustration: Gerhard Vontra

Neues von Leinwand und Bildschirm

HELGA RAUMER UND WILLI NARLOCH übernahmen die Hauptrollen einer fünfteiligen Familienserie, die im Herbstprogramm des Deutschen Fernsehfunks zu sehen sein wird.

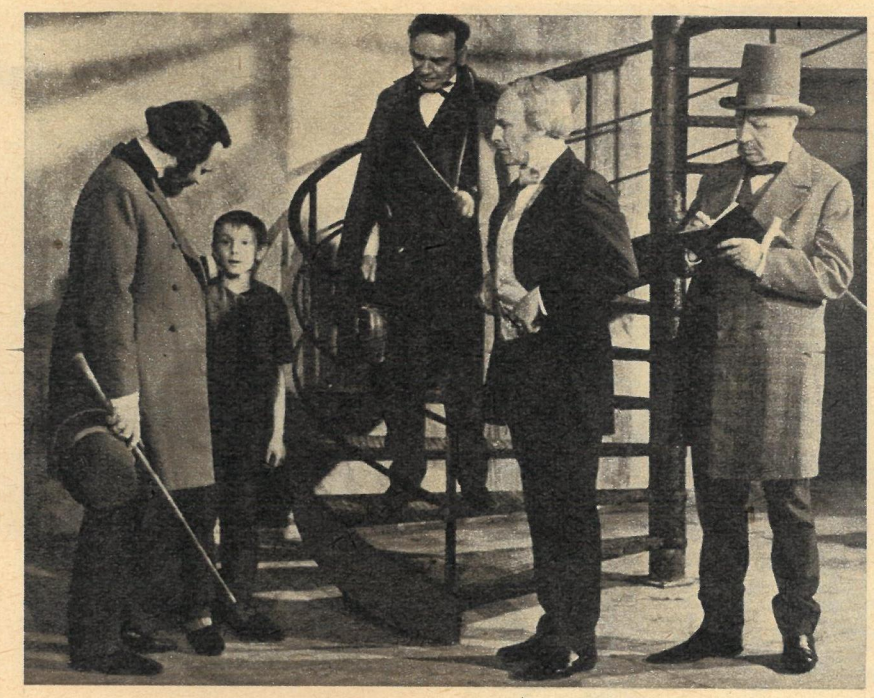
DAS STAATSARCHIV DER SOWJETUNION wird künftig die besten Produktionen der etwa 70 000 Moskauer Filmamateure in einer besonderen Abteilung aufbewahren. Die Sowjetunion ist damit das erste Land, das Amateurfilme von bleibendem Wert archiviert und den Filmsammlungen angliedert.

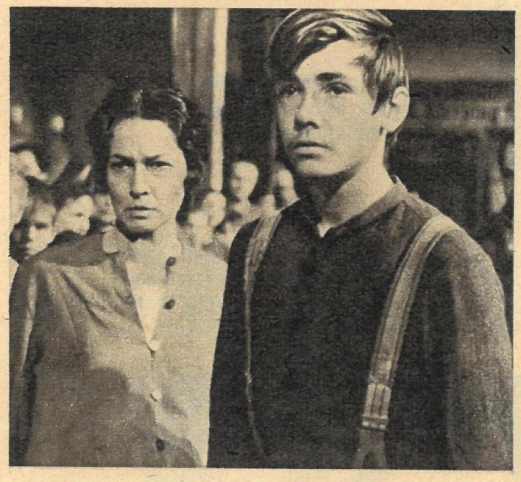
HEITERE DRAMATIK heißt eine neue Hauptabteilung des Deutschen Fernsehfunks, die sich in diesem Jahr bereits mit zwölf Sendungen vorstellen wird. Auf dem Plan steht auch ein Neuling: das erste Bildschirmmusical, das im Frühsommer gesendet werden soll.

AM 7. JULI wird das VI. Internationale Moskauer Filmfestival eröffnet. Es wird wieder mit einer Beteiligung von mehr als 60 Ländern gerechnet.

VITTORIO DE SICA UND MARCELLO MASTROIANNI reisen nach Moskau, wo sie in der Koproduktion „Russische Sonnenblumen" mitwirken.

JOSEPHINE CHAPLIN, die neunzehnjährige Tochter des Altmeisters der Filmkomik, wird, wie ihre Geschwister Geraldine und Michael, ebenfalls Schauspielerin und bereitet sich auf ihre ersten Atelieraufnahmen vor.





Nach seiner erfolgreichen Uraufführung zur III. Jugendfilmwoche in Halle läuft „Mohr und die Raben von London" dieser Tage in allen Bezirken an. Mit dem Episodenfilm aus dem Leben von Karl Marx stellt die DEFA ihre in diesem Jahr bedeutendste Produktion für jugendliche Zuschauer vor. (Aber auch Erwachsene dürfen und sollen sich diesen interessanten Film ansehen.)

Fotos: DEFA/Wenzel

150 MILLIONEN KINOBESUCHER MEHR als 1967 wurden im vergangenen Jahr in der Sowjetunion gezählt. Obwohl die größten Filmtheater in den Städten auch vormittags spielen, waren für die bedeutendsten Filme – die DEFA-Produktion „Ich war neunzehn" gehört dazu – nur schwer Karten zu bekommen. In den nächsten Jahren werden deshalb viele weitere repräsentative Kinos in den Industriezentren entstehen und auch weitere ständige Landspielstellen eingerichtet.

PROGRESS-Angebot 1969

135 abendfüllende Filme stehen im PROGRESS-Verleihangebot des Jahres 1969. Im 20. Jahr des Bestehens unserer Republik werden die neuen Werke unserer nationalen Filmproduktion besonderes Interesse finden. Die Skala der Themen reicht vom Problemfilm unserer Tage über historische Sujets und Krimis bis zum neuen Indianerfilm. An der Spitze der Ankäufe aus den sozialistischen Ländern steht wieder die Sowjetunion. Auch Polen ist stark vertreten; unter anderem werden wir den großen Ausstattungsfilm „Die Gräfin Cosel" sehen.

Von der jungen Filmkunst des afrikanischen Kontinents kommen neben Werken aus der VAR und Algerien auch Produktionen aus Tunesien und Senegal in unsere Kinos. Aus kapitalistischen Ländern kommen besonders viele Filme aus der französischen Produktion. Die USA sind unter anderem mit „In der Hitze der Nacht", einem schon mehrfach preisgekrönten sozialkritischen Film, vertreten. Aus England werden wir die bedeutendsten Filme sehen, mit denen die großen sozialkritischen Traditionen der Studios des Inselreichs fortgesetzt werden.

Christian Morgenstern, am 6. März 1871 in München geboren, Sohn und Enkel von Landschaftsmalern, studierte die Rechte, Philosophie und Kunstgeschichte und wurde schließlich Schriftsteller.
Von seinen zahllosen Gedichten sagen uns heute die neuromantisch beeinflußten Arbeiten mit ihrer religiös - mystischen Tendenz wenig. Aber seine grotesk - komischen „Galgenlieder", die „Palmström"-Verse mit ihrer gezielten Satire, die Parodien auf den wilhelminischen Kunstbetrieb im Berlin der Jahrhundertwende erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit. Im Insel - Verlag, bei Philipp Reclam jun. in Leipzig und im Eulenspiegelverlag sind sie erschienen. Am 31. März jährt sich zum 55. Mal der Todestag Christian Morgensterns.

Palmström

Palmström steht an einem Teiche
und entfaltet groß ein rotes Taschentuch:
Auf dem Tuch ist eine Eiche
dargestellt sowie ein Mensch mit einem Buch.

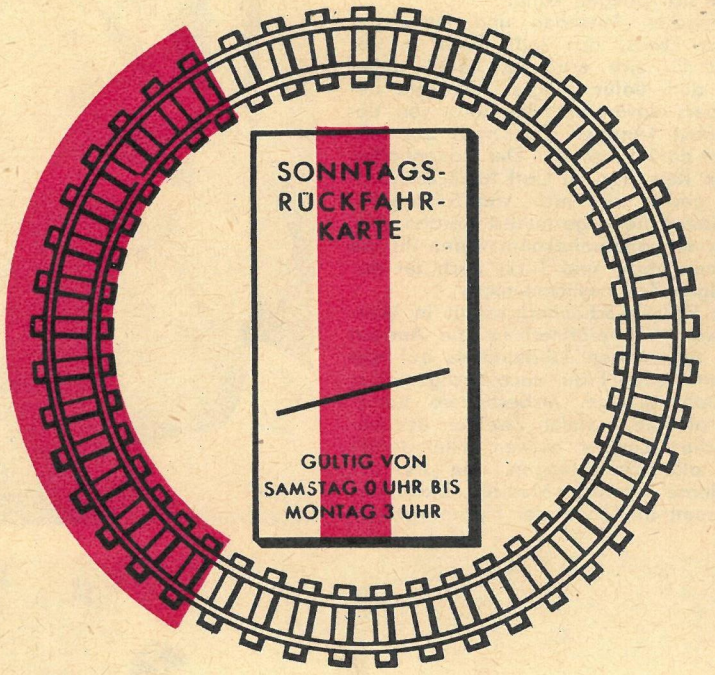
Palmström wagt nicht, sich hineinzuschneuzen.
Er gehört zu jenen Käuzen,
die oft unvermittelt-nackt
Ehrfurcht vor dem Schönen packt.

Zärtlich faltet er zusammen,
was er eben erst entbreitet.
Und kein Fühlender wird ihn verdammen,
weil er ungeschneuzt entschreitet.

Korfs Geruchsinn

Korfs Geruchsinn ist enorm.
Doch der Nebenwelt gebrichts! –
und ihr Wort: „Wir riechen nichts"
bringt ihn oft aus aller Form.

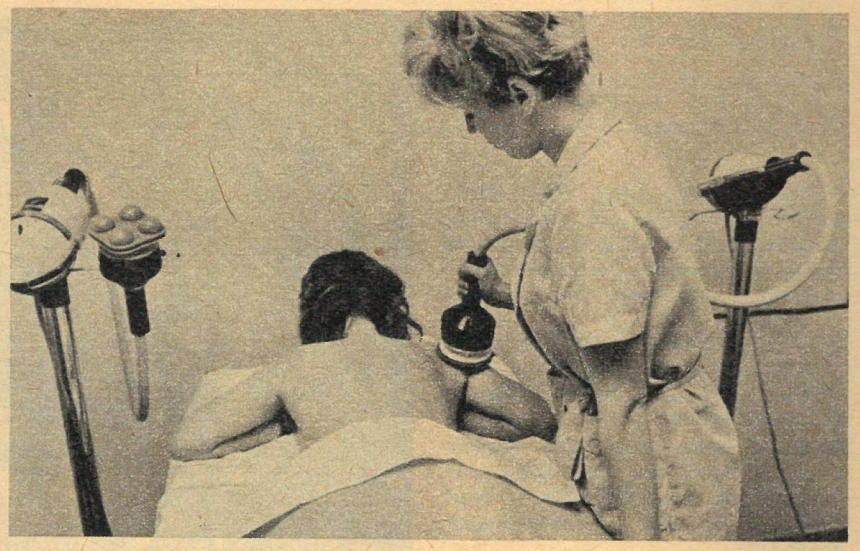
Und er schreibt wie Stendhal Beyle
stumm in sein Notizbuch ein:
Einst, nach überlanger Weile,
werde ich verstanden sein.



JEDEN 3. KILOMETER SCHENKEN WIR IHNEN

Wenn Sie wollen, 52mal im Jahr. Zu jedem Wochenende. Mit einer Sonntagsrückfahrkarte. Und zu Ostern noch eine besondere Vergünstigung: Dann gilt die Sonntagsrückfahrkarte schon vom Donnerstag vor Ostern 11 Uhr und bis zum Ostermontag 3 Uhr. Rechnen Sie scharf: Sie werden immer einen Gewinn erzielen!

DEUTSCHE REICHSBAHN DR



Das tiefausgeschnittene Kleid braucht den schönen Rücken. Welche Frau möchte ihn (und es) nicht haben? Elektromassage verhilft zumindest zu ersterem.

Uberschüssige Fettpolster oder Babyspeck sollen weg? Das besorgt ein Gürtel-Massagegerät.

Nach der Haarkosmetik noch ein paar Tips für die Lippenkorrektur –, nur wenige Striche, sorgfältig und unauffällig, genügen für den ganzen Tag.

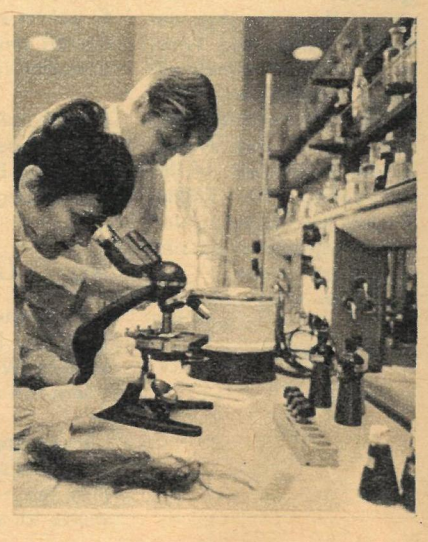
Es gibt gar keine häßlichen Frauen

Eine alte Weisheit besagt, daß es häßliche Frauen gar nicht gibt – bis auf ein paar, die einfach nicht wissen, wie man sich pflegen kann.
Taufrisches Aussehen und jenes gewisse Etwas, das jede Frau in der Welt für sich erträumt, hängt außer von dem dafür nötigen Kleingeld besonders davon ab, daß man von der ohnehin knappen Zeit noch ein bißchen dafür „opfert". Der sagenhaften Polin Reiz mag zu Carl Millöckers Zeiten gewiß noch nicht von Schönheitsinstituten hervorgezaubert worden sein, aber so ganz unbekannt waren ihr die kleinen Mittel und Tricks auch zur damaligen Zeit bestimmt nicht.
Das Pollena-Schönheitsinstitut in Warszawa (1968 eröffnet) ist die Antwort des zwanzigsten Jahrhunderts auf den Traum jeder Frau nach fachgerechter Schönheitspflege. Insbesondere natürlich all der in vielen Zweigen des beruflichen Lebens aktiven. Hier findet sie alle Einrichtungen, die ihr die moderne Chemie, Medizin, Biokosmetik samt der Zunft der Figaros gewidmet hat: Frisiersalon, Schönheitsbehandlung mit chirurgischen Einrichtungen und hochmodernen Geräten, Fußpflege und Maniküre sowie eine physio-therapeutische Abteilung. Es ist alles da, um sich nach der „Behandlung" wie neugeboren zu fühlen: entspannt, vorteilhaft zurechtgemacht – einfach selbstbewußter. Und das zählt ja in der Erscheinung einer Frau besonders.
Nicht uninteressant wird auch sein, daß dem Institut ein chemisches Labor angeschlossen ist. Hier werden die Gesichtscremes, Shampoons, Haarkosmetika und die tausend großen und kleinen Dinge der polnischen Kosmetikindustrie eingehend und fachgerecht getestet, bevor sie ihren Weg in die Fachgeschäfte nehmen dürfen.
Fotos: CAF

Behaglich in Decken gehüllt genießt die „Patientin" den wohltuenden Spray der Vaposkin-Sauerstoff-Mischung.

Während der Wartezeit auf die Behandlung (oder die Behandelte) bietet die gepflegte Erfrischungsbar Abwechslung.

Das Labor testet alle Erzeugnisse polnischer Kosmetika auf Herz und Nieren oder, wie im Bild, auf menschlichem Haar.



Werkstatt 20

Gespräch mit dem Direktor der „Leipziger Pfeffermühle“

20 Jahre Tatenverarbeitung

In diesen Wochen bereitet das politisch-satirische Kabarett der Messestadt, die „Leipziger Pfeffermühle“, ein neues Programm vor. Es heißt „20 Jahre Tatenverarbeitung“. „Zeit im Bild“ war Gast des Ensembles, nahm an Diskussionen teil, sah sich in den Proben um und sprach zum Schluß den Direktor der „Pfeffermüller“.

zb: Herr Günther, die Künstler der verschiedensten Disziplinen versuchen in ihrem Schaffen zum 20. Jahrestag unserer Republik etwas qualitativ Neues zu gestalten. Was tut nun ein satirisches Kabarett wie die „Pfeffermühle“, das sich doch wohl von seiner Bestimmung her mit dem Alten, Überlebten zu beschäftigen hat?

Direktor Günther: Auch ein satirisches Kabarett kann ein Laudatio, also das Positive auf die Bühne bringen. Das verträgt sich durchaus mit der Aufgabe eines Kabaretts. Aber es geht nur in einem bestimmten Maße. So, wie man einen Besen nicht umfunktionieren kann, kann man es auch nicht mit der Satire.

Für uns ist vor allem der Standpunkt wichtig. Will man nämlich den Kampf gegen das Alte konsequent führen, dann ist das nur auf der Basis der Beschlüsse der Partei der Arbeiterklasse und der Staatsführung möglich. Denn Partei und Regierung kämpfen ja selbst ständig gegen das Rückständige. Trotz des richtigen Standpunktes hat sich der Kabarettist vor einer Klippe zu hüten: der Verabsolutierung von Einzelbeispielen. – Dort klappt es mit der Müllabfuhr nicht, hier wird in einem Laden geschlampert – und was dergleichen Dinge mehr sind. Deshalb wollen wir künftig den Kampf gegen das Alte nicht sosehr von tagespolitischen Aspekten her führen, sondern den ideologischen Kern solcher Unzulänglichkeiten herausschälen. Wir bemühen uns, die Zusammenhänge vieler, oft nur einzeln darstellbarer, Probleme deutlich zu machen.

zb: Wie sollen diese Überlegungen nun bühnenwirksam werden?

Direktor Günther: Um den besonderen Charakter dieses Programms zum 20. Jahrestag unserer Republik hervorzuheben, stellen wir zusammenhängende Themenkomplexe auf die Bühne, die es uns erlauben, bestimmte Probleme im Zusammenhang zu zeigen. Diese Methode ermöglicht es, die großartige Entwicklung zu verdeutlichen, die unser Staat in den vergangenen zwei Jahrzehnten genommen hat. Im Mittelpunkt steht dabei die Veränderung des Denkens – vom Ich zum Wir – und heute bereits das Denken über das Kollektiv, über den Betrieb hinaus, das Denken in großen Zusammenhängen. So hoffen wir, daß das Programm trotz scharfer Satire ein optimistisches Bild vermittelt und auch auf die Aufgaben der Zukunft hinweist.

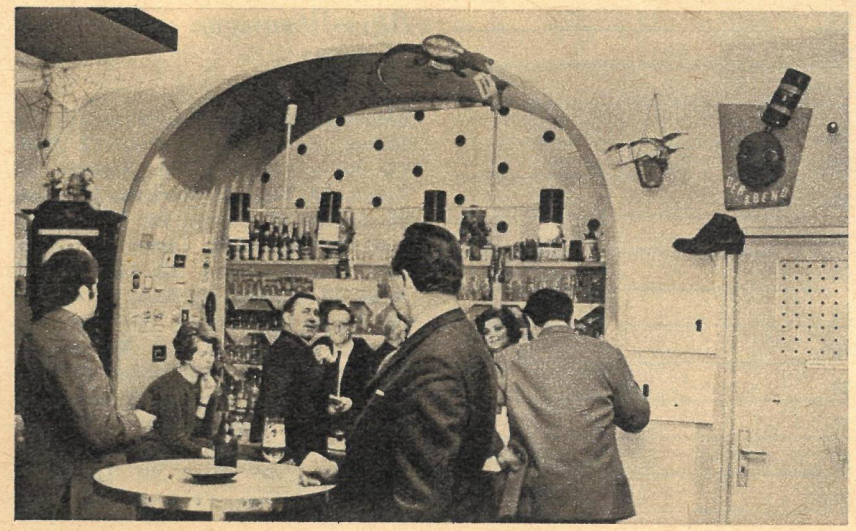
zb: Die „Leipziger Pfeffermühle“ hat in diesen Tagen selbst Geburtstag. Sie wird fünfzehn. Was für eine Geburtstagsfeier werden Sie veranstalten?

Direktor Günther: Eine zünftige! Als Angebinde überreichen wir unseren Zuschauern das neue Programm und laden sie zu einer kleinen Festwoche ein. Das Kabarett des „Erich-Weinert-Ensembles“ der NVA gastiert mit seinem Programm „Der große Lachauf-zug“, Gisela May bringt einen Chansonabend, das Theater im III. Stock der Berliner Volksbühne produziert sich mit dem Satiriker Ringelnatz, und zum Schluß treffen wir uns zum „Pfeffermühlen-Ball“, bei dem es ein Wiedersehen mit unseren ehemaligen Mitgliedern Helga Hahnemann, Edgar Külow und Manfred Uhlig gibt.

zb: Wir möchten schon jetzt dem Geburtstagskind herzlich gratulieren!

Das Gespräch führte Peter Seidel
Fotos: Müller-Connewitz

Auskunft geben Ursula Schmitter und Siegfried Mahler

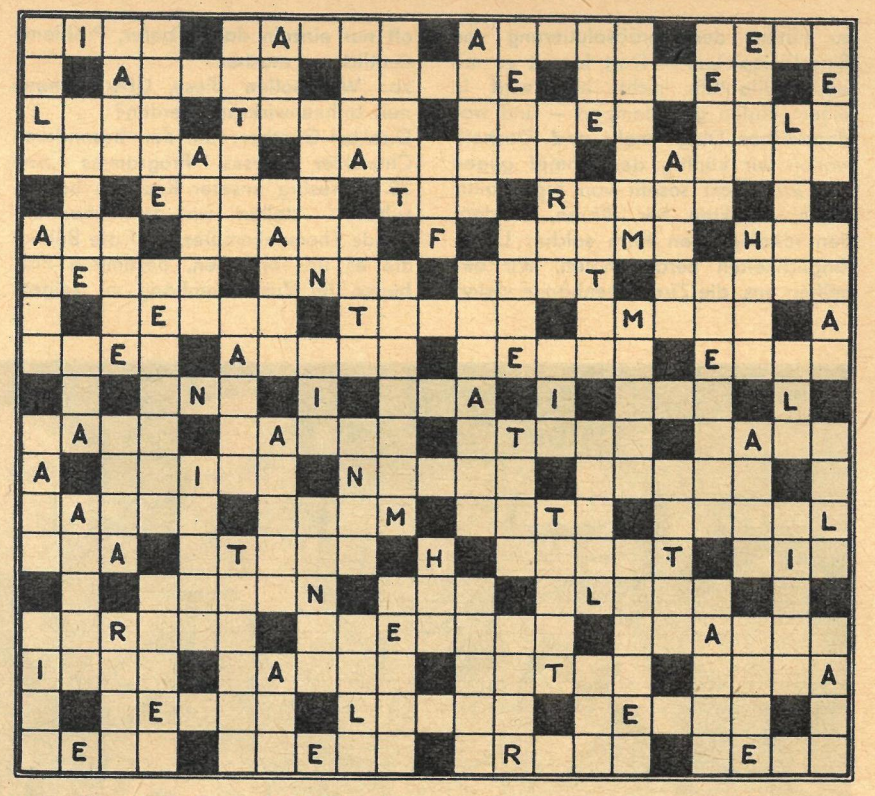


Mühlen-Direktor Horst Günther

„Leipziger Pfeffermühle“
Politisch-satirisches Kabarett
Träger des Kunstpreises 1957 der Messestadt
Spielt in seinem Hause am Thomaskirchhof
Freundschaftsvertrag seit 1961 mit der Brigade der sozialistischen Arbeit „Neue Zeit“ beim Oberbauwerk Leipzig der Deutschen Reichsbahn
Patenschaftsverträge mit fünf Laienkabaretts

Die Klause der Pfeffermühle – zum Besuch wird herzlich eingeladen

Kreuzgitter



In die leeren Felder der Figur sind Buchstaben so einzusetzen, daß ein Gitter aus sich kreuzenden Wörtern entsteht. Zur Kontrolle sind einige Buchstaben bereits eingesetzt. Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge – nachstehende Bedeutung:

1. Lebenshauch, 2. Gewässer, 3. Nagetier, 4. griechischer Buchstabe, 5. Eiland, 6. Begründer der Sowjetunion, 7. Mündungsarm des Rheins, 8. polnische Halbinsel, 9. Stimmlage, 10. kleinstes Teilchen, 11. Papageienart, 12. weiblicher Vorname, 13. Schriftstück, 14. öffentliche Einrichtung, 15. Nebenfluß der Donau, 16. Anteilschein, 17. Streichinstrument, 18. Singvogel, 19. Kopfschutz, 20. Zahlungsmittel, 21. Schwur, 22. Prüfung, Probe, 23. Schwermetall, 24. Tasteninstrument, 25. Komponist der Oper „Der Freischütz", 26. männlicher Vorname, 27. Schmuckstück, 28. Aufstellung, Verzeichnis, 29. Teil des Hausgrundstückes, 30. Lebensbund, 31. olympische Disziplin, 32. Großmarkt, 33. deutscher Strom, 34. Roman von Zola, 35. versteckter Hinweis, 36. Grußwort, 37. Gebirge in Griechenland, 38. Gestalt aus „Der Fliegende Holländer", 39. sowjetisches Pionierlager, 40. Autor des Buches „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", 41. Nebenfluß des Neckars, 42. Dorfwiese, 43. Sportboot, 44. überlegen tuender, blasierter Mensch, 45. englische Kinderpflegerin, 46. Süßwasserfisch, 47. Turnübung, 48. juristischer Begriff, 49. Strom in Sibirien, 50. altgriechische Dichtform, 51. Geschwindigkeitsmaß, 52. Ameise, 53. Losungswort, 54. Keimträger, 55. Hauptstadt von Peru, 56. Edelgas, 57. Verkaufsgenossenschaft, 58. Tiroler Freiheitskämpfer, 59. Keim, 60. balkonartiger Vorbau, 61. Stern im Sternbild Großer Bär, 62. Reitsitz, 63. Gestalt aus den „Meistersingern", 64. Ringerscheinung um Sonne oder Mond, 65. Kartenwerk, 66. Landungsbrücke, 67. Mundart, 68. Zupfinstrument, 69. Getreideprodukt, 70. schotenfrüchtiger Kreuzblütler, 71. Hohn, 72. Erdart, 73. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 74. Druckfehler, 75. griechische Insel, 76. arabischer Titel, 77. Rinderfett, 78. törichter Mensch, 79. afrikanische Republik, 80. Hauptstadt der Lettischen SSR, 81. Bittermittel, 82. spanischer Maler, Lenin-Friedenspreis, 83. Troß, Wagenzug, 84. neunter Ton der Tonleiter, 85. norwegischer Schriftsteller († 1908), 86. Sammlung von Aussprüchen, 87. Stadt im Bezirk Potsdam, 88. Kreislauf, Zeitabschnitt, 89. Angehöriger eines Balkanvolkes, 90. Froschlurch, 91. gassenartiger Abbauraum im Bergwerk, 92. Geliebte des Zeus, 93. marinierter Heringsfisch, 94. lässige Gangart des Pferdes, 95. Panzerschrank, 96. Stadt in Norditalien, 97. Himmelsgöttin, 98. Kunstharz, 99. Stadt in Belgien, 100. Dramenheld Goethes, 101. altspanische Münze, 102. Nebenfluß des Rheins, 103. Anordnung, 104. Eierkuchen, 105. negative Elektrode, 106. Kalksilikathornfels, 107. Gattin Rembrandts, 108. Held, Halbgott, 109. Oper von Bellini, 110. jordanische Hafenstadt, 111. kurzgebratenes Fleischgericht, 112. Genossenschaftsform in der UdSSR, 113. deutscher Anatom († 1904), 114. Schmelzfluß, 115. Milchflüssigkeit, 116. Preisgrenze, 117. geschnittenes Bauholz, 118. Nebenfluß des Rheins, 119. Straßenzug, 120. niedere Wasserpflanze, 121. Titelgestalt bei Shakespeare, 122. römischer Kaiser, 123. Lebewesen, 124. Schuhflicken, 125. Kunststil, 126. Maßeinteilungen an Meßgeräten, 127. Bronzeblasinstrument, 128. synthetischer Kautschuk, 129. männlicher Schwimmvogel, 130. Nebenfluß der Elbe, 131. Norm, 132. Fläche, Flächeninhalt, 133. rohe Ölsäure, 134. Teil der Heizungsanlage, 135. Bauchnarbe.

Silbenrätsel

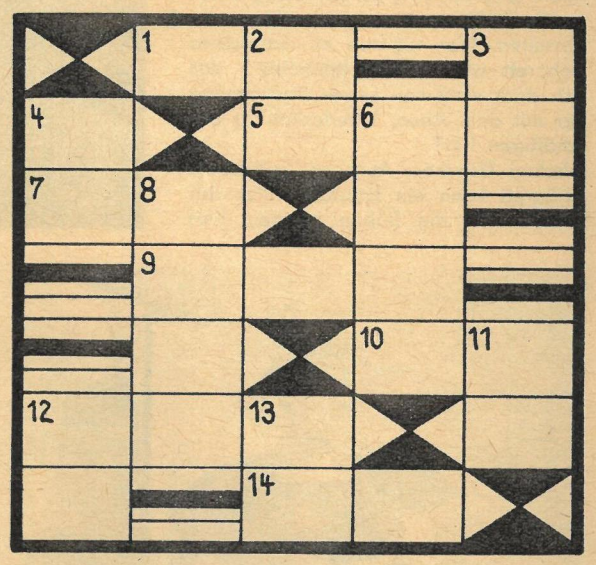
a bar bar ben ber ber bo bret bus cart chen cław con da de de de de de der di di di e e ef ein ent er fek flie ganz ge ge gon gu her i i i in kar kennt ku kun la la le le le le li me min mis mu na na nat ne ne neck nie nie nim nis nit no no no o o o on on pe ra re res rhi ri ri rie ro ros rot ru sche schers schon se si sort spre sta stan stang stra tags tät te ter tha the ti ti to tok tran trans ur va vi vri war wegh wro ze zin

Es sind sechsunddreißig Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Diesterweg ergeben (ä = ae).

1. französischer Philosoph und Schriftsteller („Die Nonne"), 2. Hartgummi, 3. Aufgabenbereich, 4. nordamerikanisches Wildpferd, 5. Nutzen, erzielte Leistung, 6. Standort eines Pumpspeicherwerkes in der DDR, 7. Kunstharzpreßstoff, 8. Stadt in Algerien, 9. revolutionärer deutscher Lyriker († 1875), 10. italienischer Geigenbauer, 11. Kreisstadt an der Bode, 12. Opern-, Operettentext, 13. Kräftigungsmittel, 14. Mineral, rote Farbe, 15. Dokument, 16. Nashorn, 17. Sportstätte, 18. Geschmack, Feinheit, 19. flacher Strandsee, 20. ungarischer Komponist († 1945), 21. Musikstück, Ständchen, 22. Antriebsvorrichtung, 23. Autor des Romans „Die Karwoche", 24. philosophische Disziplin, 25. Ruf, Ansehen, 26. deutscher Schriftsteller und Theaterleiter († 1877), 27. Fleischton, 28. bekannter Schauspieler (NPT), 29. Gebäck, 30. kurzlebiges Insekt, 31. Stadt in der VR Polen, 32. Distanzmesser, 33. spanische Arbeiterführerin, 34. Insel der Philippinen, 35. Eilnachricht, 36. feiner Spott.

1 _____
2 _____
3 _____
4 _____
5 _____
6 _____
7 _____
8 _____
9 _____
10 _____
11 _____
12 _____
13 _____
14 _____
15 _____
16 _____
17 _____
18 _____
19 _____
20 _____
21 _____
22 _____
23 _____
24 _____
25 _____
26 _____
27 _____
28 _____
29 _____
30 _____
31 _____
32 _____
33 _____
34 _____
35 _____
36 _____

Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Gattung, Art, 5. Operationslehre der Mathematik, 7. mittelitalienische Provinzhauptstadt, 9. Tagfalter, 10. Rechtsregel, 12. Viehzüchter in der Mongolischen Volksrepublik, 14. Pferderennen.

Senkrecht: 2. alte spanische Münze, 3. braune Erdfarbe, 4. Segelfahrzeug, 6. Erdgeschichtler, 8. Verbindungsfluß zwischen Erie- und Ontariosee, 11. junge Pflanze, 12. Laubbaum, 13. Vorratswagen der Lokomotive.

Rätsellösungen aus Heft 13

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Dreher, 6. Rippe, 10. Arzt, 13. Priel, 14. Arosa, 15. Irre, 16. Ananas, 18. Koran, 19. Tarn, 21. Kanone, 23. Eboli, 25. Epilog, 27. Adam, 28. Monika, 30. Aral, 31. Meer, 32. Totem, 34. Claes, 35. Rebe, 37. Ainu, 38. Opanke, 40. Arles, 42. Merida, 44. Roth, 47. Kenner, 50. Norris, 52. Passat, 54. Anita, 56. Dieter, 57. Optant, 59. Kolben, 61. Lena, 63. Gaidar, 65. Garbe, 68. Rhetor, 70. Nest, 72. Gnom, 73. Watte, 74. Anapa, 76. Areg, 77. Abel, 79. Madame, 81. Rang, 84. Epiker, 86. Paros, 87. Mieder, 89. Reni, 90. Knete, 91. Spange, 92. Espe, 93. Rispe, 94. Galle, 95. Kost, 96. Rilke, 97. Nilote. – Senkrecht: 1. Spika, 2. Diana, 3. Renommee, 4. Elan, 5. Rasen, 6. Rokoko, 7. Isolator, 8. Pari, 9. Einer, 10. Artillerie, 11. Real, 12. Tang, 17. Nemea, 20. Robert, 22. Adler, 24. Bitumen, 26. Pack, 29. Orion, 30. Amado, 33. Epinal, 35. Raspel, 36. Blason, 39. Narde, 41. Skat, 43. Erika, 45. Ostern, 46. Harlem, 48. Etage, 49. Nation, 51. Ring, 53. Spartakist, 55. Tornado, 58. Natal, 60. Bisam, 62. Etappe, 64. Dramatik, 66. Aggregat, 67. Bohne, 69. Hebe, 71. Trema, 75. Parese, 78. Erker, 80. Assen, 82. Adele, 83. Grieg, 84. Erik, 85. Ines, 86. Perl, 88. Ingo.

Füllrätsel: 1. Kirow, 2. Artel, 3. Rurik, 4. Titow, 5. Onega, 6. Fučik, 7. Fedin, 8. Esten, 9. Lenin. – **Kartoffel.**

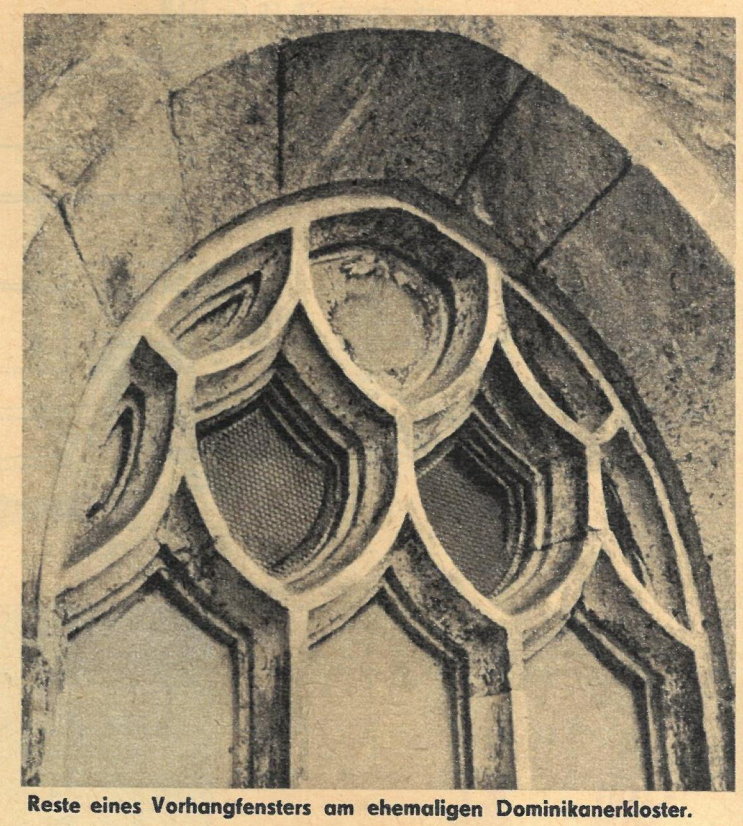
Wochenendmagazin

Gewußt wo!

Stadt der Portale

Die relativ hohe Schneesicherheit läßt das Osterzgebirge bis weit in den März hinein zum beliebten Ziel der Wintersportler werden, zumal es selbst aus der Berliner Ecke mit dem Wagen in gut zweieinhalb Stunden erreichbar ist. Die meisten der Fahrzeuge mit den Brettern auf dem Dach lassen dabei im Sinne des Wortes eine Perle links liegen: Pirna, Elbestadt am Fuße des Erzgebirges und Eingangstor zum Elbsandsteingebirge. Hier befindet sich nicht nur das Kunstseidenwerk, dessen politisches und ökonomisches Wirken untrennbar mit dem Namen des 1943 von den Faschisten gemordeten Kommunisten und Arbeiterführers Siegfried Rädel, Mitglied des ZK der KPD und des Reichstages, verbunden ist, sondern auch das Kunstseidenmuseum, eine technische Sammlung von einmaligem Wert.

Pirna ist aber auch die sächsische Stadt, in der noch die meisten spätmittelalterlichen Portale erhalten sind, darunter Sitzportale von besonderem architektonischem Reiz. Wir verweisen Besucher der vor fast tausend Jahren gegründeten Stadt vornehmlich auf die Häuser Markt 3, Markt 7 (sogenanntes Canalettohaus) und Niedere Burgstraße 1. Der Engels- und der Teufelserker (Obere Burgstraße und Barbiergasse) stammen aus dem 17. Jahrhundert, sind mit originellen Inschriften versehen und schöne Zeugen der Baukunst der Renaissance. Im Haus mit dem Engelserker wohnte der bekannte Pirnaer Bürger Dr. Haussner, der mit vielen anderen zusammen ein Opfer der nach der 48er Revolution wütenden Reaktion wurde. Früher befand sich im Erdgeschoß des Hauses die Weinstube Engelserker. Leider etablierte sich dort schon vor Jahren eine Verwaltung und machte damit Pirna um eine gastronomische Attraktion ärmer. Unweit dieser Stelle erinnert auf der Jacobäerstraße eine Gedenktafel an den Apotheker Theophilus Jacobäer, der als Retter der Stadt vor den Schweden im Jahre 1639 gilt.

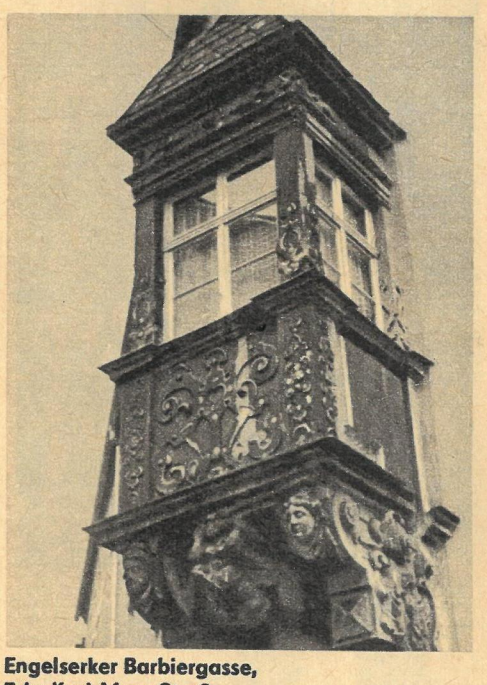


Reste eines Vorhangfensters am ehemaligen Dominikanerkloster.

Portal Niedere Burgstraße 1, eines der schönsten in Pirna. Es wird wegen der biblischen Abbildungen rechts und links in den Ecken auch „Adam-und-Eva-Portal" genannt.

Schloß Sonnenstein, Nachfahre einer alten Schutzburg, trägt seinen Namen erst seit 1606. Er wurde beschmutzt in aller Welt durch die Faschisten. Sie richteten hier im Zuge ihrer verbrecherischen Aktion „Gnadentod" eine Vernichtungsstätte für Kranke ein.

Durch Um- und Neubauten ist auf Schloß Sonnenstein kaum noch etwas vom alten Bestand erhalten. Trotzdem lohnt ein kleiner Aufstieg zum Schloßberg, weil man von hier aus einen herrlichen Ausblick sowohl auf die Felsen der Sächsischen Schweiz als auch auf die Bezirkshauptstadt Dresden hat. Gar nicht so fern grüßt der die Elbhöhen weit überragende neue Fernsehturm, Symbol des Ballungsraumes Oberes Elbtal, in dem rund 1 000 000 Menschen wohnen.



Engelserker Barbiergasse, Ecke Karl-Marx-Straße.

Zurück in die Stadt, in der ein Meisterwerk des Baumeisters Peter von Pirna in Gestalt der Marienkirche erhalten ist. Auch die Reste des ehemaligen Dominikanerklosters (direkt neben dem Kunstseidenmuseum) sind ansehenswert.

Falls Sie bei Ihrem Stadtbummel von Mittagszeit und Hunger überrascht werden, bleiben Sie ruhig. Pirna bietet Ihnen mit dem „Schwan", dem Klubhaus der Wismutbergarbeiter und der „Tanne" vorzüglichen gastronomischen Service.

Wir können in unserem kurzen Text nur andeuten, was Sie in Pirna erwartet, und wollen Ihnen auch nicht zuviel verraten. Nur in einem Falle dürfen Sie nicht die Nerven verlieren und etwa Unrat wittern: Pirna bietet Ihnen nämlich ausreichenden Parkraum, und den sogar, ohne zur Kasse zu bitten. So was gibt's wirklich noch.

Text und Fotos: Kottwitz

Kennen Sie sich aus?

Kürzlich brachte eine bekannte Bühne „Kikeriki", eine „spöttische Komödie aus dem Heiligen Irland" zur DDR-Erstaufführung (Szenenfoto mit Monika Woytowicz, Erich Gerberding, Fred-Arthur Geppert). Der irische Autor stellt hohe Anforderungen an sein Publikum, verlangt Mitdenken, wird aber wegen seiner geistreichen Kritik, seiner scharfen Satire und seines Witzes gern gespielt und gesehen. DDR-Bühnen brachten von ihm beispielsweise auch „Der Stern wird rot" und „Purpurstaub". Sein Name ist

a) S. O'Casey?
b) G. B. Shaw?
c) O. Wilde?

Bitte teilen Sie uns Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 14) bis zum 4. April 1969 mit. Unsere Anschrift: „Redaktion Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Zur Auslosung kommen:

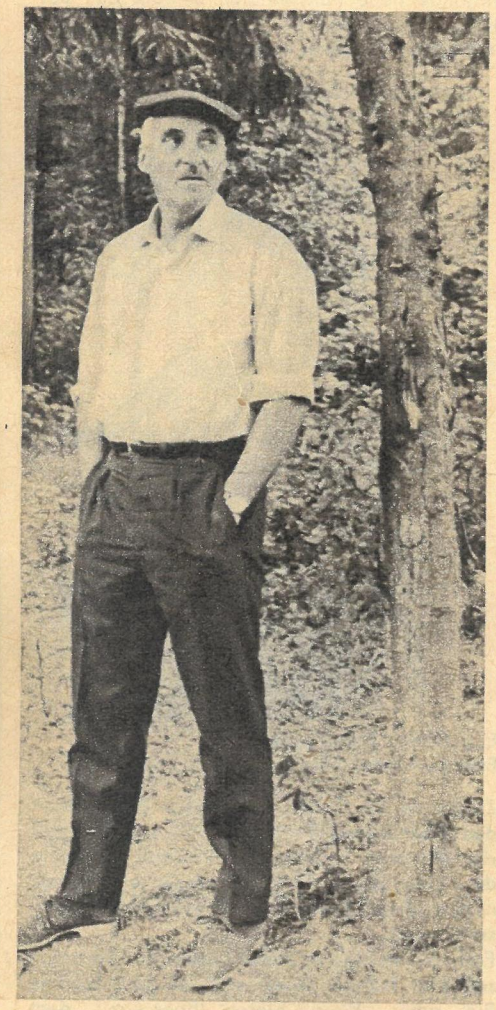
1 Gewinn zu je 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 10: „Junge Garde" oder „Junge Welt".

Es gewannen **50 Mark:** Otto Fernholz, Bützow; **je 10 Mark:** Gertrud Fechner, Regis-Breitingen; Hildegard Langnickel, Frankfurt (Oder); Rudi Mühlenbeck, Bug-Rügen; Friedrich Osterloh, Großeutersdorf; Liesbeth Schorr, Zwickau.

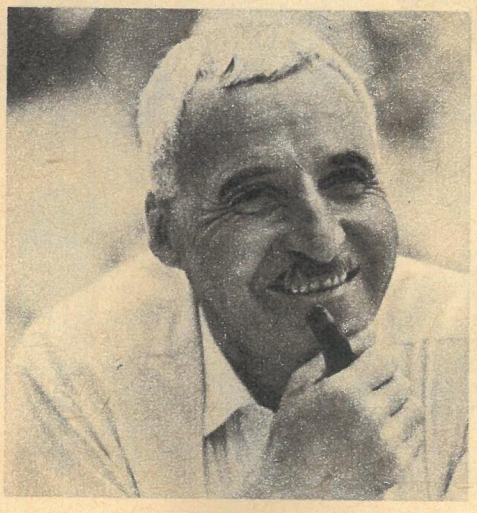
Foto: Zentralbild

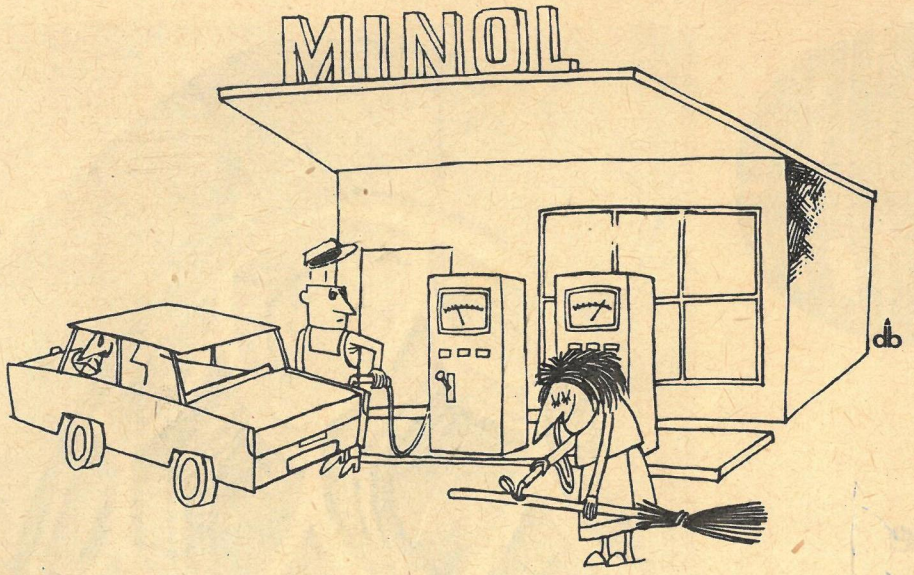
Wochenend-Magazin



Der sowjetische Dichter Simonow über den Tourismus:

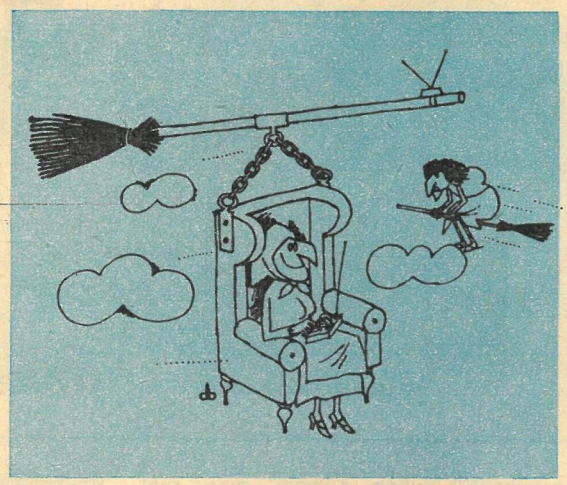
„Die Menschen lieben, heißt sie kennen, heißt wissen, wofür man sie liebt. Ohne ihre Kenntnisse ist alles Gerede über Menschenliebe abstrakt und diese Liebe selbst unsicher. Wenn Menschen in anderen Menschen, in einem anderen Land in anderen Sitten und Gebräuchen etwas Neues für sich entdecken, erweitert sich dadurch nicht allein ihre Kenntnis über die anderen Menschen. Es hilft ihnen auch dabei, sich selbst und ihr eigenes Land besser kennenzulernen."
Fotos: TASS

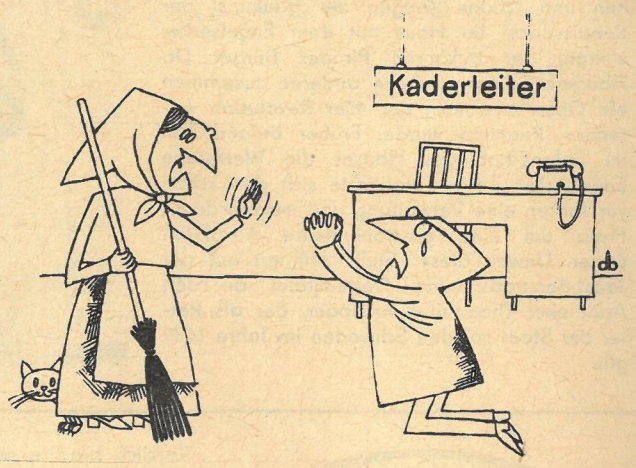
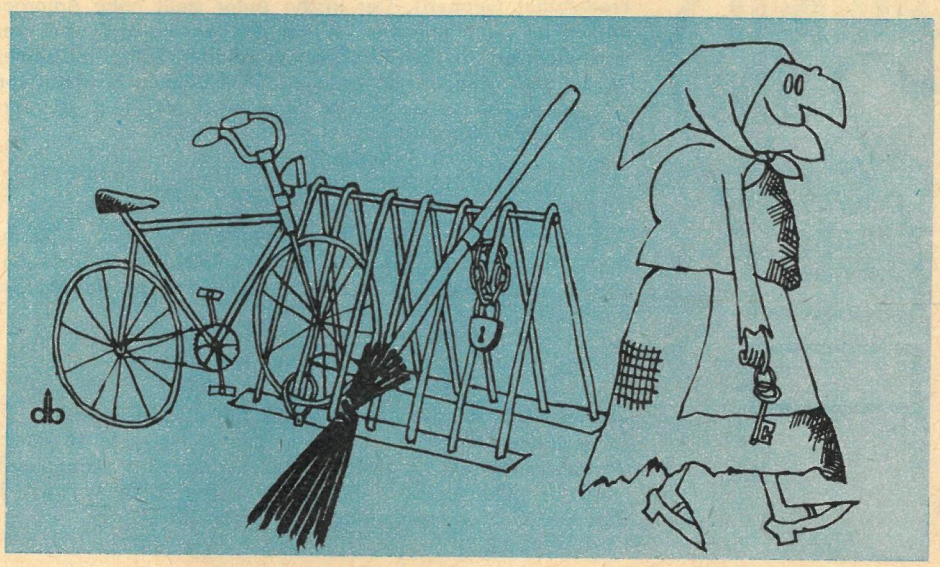




Hexereien

DIETRICH BAUER





„Nein, nein, junger Mann, ich bin keine Raumpflegerin!"